



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

N^o 32.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Gr af Pet ö f y.

Roman
von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Der andere Morgen sah Beide wieder auf der Veranda.
„Nun, Franzl, immer im Programm. Paragraph eins: wie hast Du geschlafen? Paragraph zwei: was hast Du geträumt?“
„Es war leider etwas wirr. Ich sah Szabó, den alten Obersten, in einer Gesellschaft schöner Damen, die sogleich neugierig einen Kreis um ihn schlossen. Und dabei sagte mir eine Stimme, daß von mir gesprochen werden würde, weshalb ich in eine Fensternische trat, um besser horchen zu können, was unschicklich ist, aber in drei Vierteln aller Lustspiele wird gehorcht, und so mußte Du mir's verzeihen, wenn ich von der lieben alten Gewohnheit nicht gleich lassen kann. Wenigstens im Traume nicht.“

„Und sollst auch nicht. Bleibe, wie Du bist. Aber weiter, weiter. Du horchtest also.“

„Ja, wenigstens eine Weile. Sehr bald indes schlich ich mich wieder näher und sah nun, daß aus dem Kreise schöner Frauen ein Kreis alter Militärs geworden war, alle mit dicken goldenen Spauletten, und nur Szabó schien unverändert. Als ich aber schärfer zusah, war es Szabó nicht mehr, sondern Görgey.“

„Du hast das Bild in der Galerie gesehen, und so kam es in Deinen Traum. Oder ist Alles bloß Dichtung?“

„Dichtung und Wahrheit. Ich hab' es mir etwas zurecht gemacht, um eine Brücke zu finden.“

„Eine Brücke? Wohin? Wozu?“

„Zu Fragen, die wie politische Fragen aussehen und doch schließlich keine sind, sondern nur allerpersönlichste Fragen und Lebensfragen dazu.“

„Da bin ich doch neugierig. Also.“

„Nun, sieh', ich habe Dich für wienerisch und gut kaiserlich gehalten, und sehe plötzlich, seit ich hier bin, daß es doch sehr anders mit Dir liegt. Ich athme hier nicht bloß ungrische Luft, sondern bin auch sonst noch in einer ungrischen Atmosphäre. Darüber mußt Du mich aufklären und mich einweihen in die letzten und besten Interessen Deines Herzens. Und daß ich eine Fremde bin, erleichtert es Dir und mir. Ich bin eben als Fremde nicht österreichisch und nicht habsburgisch, und wenn es sich darum handelt, ungrisch zu sein oder ungrisch zu werden, so liegt nichts in mir, was mich daran hindert. Nimm mich also als das vielzitierte weiße Blatt, auf das, wenigstens politisch, noch eine ganze Welt von Weisheit geschrieben werden kann. Allen Ernstes, ich proponire, daß wir auch die Politik auf unser Programm setzen und daß ich, was dasselbe sagen will, in meinem täglichen Zeitungsrapport nicht gebunden bin, bei der Schraff oder der Frank ein für allemal stehen zu bleiben. Ich kenne Dich zu gut, als daß ich glauben sollte, Du hieltest Theaterdinge für Weltbegebenheiten. Es tödtet Dir nur ein paar müßige Stunden weg, und Gräfin Judith täuscht sich, wenn sie glaubt, daß das wirklich Dein

Leben und Deine Welt sei. Hab' ich Unrecht? Und ist es zudringlich, wenn ich darüber ein Wort zu hören wünsche?"

"Nein, Fränzl, ist nicht zudringlich. Und bist auch viel zu klug, um es zu sein. Ich freue mich, daß Du fragst, und beinahe mehr noch, Dir unumwunden antworten zu können. Aber womit beginn' ich? Gleichviel! In dem, was Du hier gesehen hast, hast Du richtig gesehen; es ist Alles gut ungrisch, und mein altes Herz empfindet es als ein Glück und eine Gnade, daß es so sein darf und daß Alles gekommen ist, wie's kam. Es hätt' eben auch anders kommen können, und dann weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Jedenfalls kein Glücklicher, der ich jetzt bin und jetzt mehr denn je."

Bei diesen Worten nahm er Franziska's Hand und fuhr dann fort, während er sie mit besonderer Freundlichkeit anblickte: „Sieh', Fränzl, meine Jugend und meine besten Mannesjahre fallen noch in eine Zeit, darin es Fragen wie diese gar nicht gab. Unser altes Oesterreich war so bunt, wie's auch heute noch ist, aber die Farben vertrugen sich unter einander. Ein Jeder hing mit Leib und Leben am Kaiserhaus, und weil das Kaiserhaus gut wienerisch war und wir Alle mit, so wunderte sich Keiner darüber, daß die ganze bunte Landkarte von Wien aus regiert wurde. Das war so Herkommen, immer so gewesen. Und nun vollends in der Armee; da hätt' ich Den sehen wollen, der mir etwas gegen Deinen Namensvetter, den Franzl, oder auch nur gegen das Ferdinandl gesagt hätt', obwohl das Ferdinandl ein schwaches Mannl war. Aber ich verliere mich."

"D nein, nein. Nur weiter. Ich höre."

"Nun also, so war's, und es hätt' auch ohne Schaden so bleiben können, wenigstens für mich, der ich kein Politiker war und auch eigentlich bis diese Stunde nicht bin. Aber eines Tages, 'wie der Frühling kommt', so sagen die Sinen, oder 'wie der Dieb in der Nacht kommt', so sagen die Anderen, eines Tages waren andere Zeiten angebrochen, und das Feuer, das wir bis dahin, wenn's irgendwo 'mal brannte, mit unseren Militärstiefeln leicht ausgetreten hatten, das brannte jetzt durch ganz Oesterreich hin, am meisten aber hier, und ehe Du drei Vaterunser beten kannst, war unser Ungarland wie verkehrt oder meinetwegen auch wie verheert, und auf jeder Fahne stand und flatterte: 'Vieher ungrisch sterben, als kaiserlich verderben'. Auf jeder Fahne stand es, sag' ich, und in jedem Herzen dazu. Ja, Fränzl, wir hatten eine Revolution, und Revolutionszeit ist schwere Zeit, und mehr als Einer ist an ihr zu Grunde gegangen. Laß Dir's von Toldy, der mit dabei war, erzählen, wie sie die Sieben am Festungsthore von Arad gehängt haben, gehängt um was? Bloß weil sie's Ungarland mehr geliebt, als den Eid, den sie dem Kaiser geschworen."

"Und Du, Petöfy?"

"Nun, ich, ich that das, was sonst immer als das Schlechteste gilt und meist auch ist, ich wählte nicht Links und nicht Rechts. Aber dießmal war es doch das Beste. Mußt' es auch sein. Denn sieh', Fränzl, wenn Einer ein richtiges Herz hat und thut dann das, was das Herz ihm sagt, das ist immer

das Richtige, komme, was mag. Und so trat ich denn vor ihn hin, vor meinen Kaiser und Herrn, der dazumalen nicht in Wien, sondern auf Schloß Innsbruck war, und bat ihn um meine gnädigste Demission. 'Ich habe,' so sagt' ich ihm, 'eh' ich Eure Majestät schwur, Ungarn geschworen; das ist der ewige Blutschwur, den Jeder seinem Lande schwört, dem Stück Erde, darauf er geboren. Hier mein Degen! Ich hab' ihn für den Oesterreich geführt und ich kann und will ihn nicht gegen Oesterreich führen. Aber auch nicht im Kriege gegen mein Land und seine Fahnen. Und nun verurtheilen mich Eure Majestät, wenn es so sein muß.' Eine Wolke lag da wohl auf seiner Stirn, aber er gab mir doch den Degen zurück und entließ mich in Gnaden, und was nebenher Ungnade war und blieb, das diktierte die Politik, aber nicht sein edles Herz. Ich ging in's Ausland, in alle Welt. Und nun kennst Du den alten Petöfy, der aller Zeiten Wandlungen unerachtet geliebt ist, was er war: gut kaiserlich und gut wienerisch, aber freilich auch gut ungrisch. Und wenn es zum Letzten geht, gut ungrisch über Alles. Bist Du zufrieden?"

"Zufrieden und dankbar. Ich kenne nun die Richtung, in der ich zu gehen, und den Ton, den ich anzuschlagen habe. Von Ueberzeugungen, so viel bleibt, soll man nicht lassen, aber wo sie fehlen und fehlen dürfen, da soll man sich den Ueberzeugungen Anderer anbequemen. Ich glaube, das ist Pflicht überhaupt und die meinige noch im Besonderen, denn darin täuschst Du Dich, Petöfy, die bloße Causerie reicht nicht aus für unser Leben, ebensowenig wie das beste Feuilleton für eine Zeitung ausreicht; es muß noch etwas Ernsthaftes hinzukommen, sonst wird das Scherzhafte bald schal und abständig. Ich beginne morgen ungrisch, und sind wir im nächsten Sommer wieder hier, so lese ich Dir den Besti Hirlyap in der Ursprache vor, oder wohl gar Jokai's neuesten Roman."

"Im nächsten Sommer," wiederholte Petöfy. "Wer weiß, was dann ist. In meinen Jahren hat man gelernt, nach Tagen zu rechnen, und nimmt den Tag, als ob er das Leben wäre."

Beide schwiegen. Ein leiser Zugwind ging und hob ein paar welke Blätter in die Luft, von denen eines auf Petöfy's Hand niederfiel. Er nahm es und sagte: "Sieh', die Bestätigung. Es wird Herbst."

"Aber nicht Winter. Und von Herbst bis Winter ist eine lange Zeit."

Neunzehntes Kapitel.

Es waren Wochen vergangen und das Leben auf Schloß Arpa gestaltete sich ganz nach Wunsch. Franziska hatte wirklich mit ungrischen Studien begonnen, und tagtäglich kam der kleine, den Unterricht leitende Geistliche von Szegenihaza herauf. Es war ein rundes und behagliches Männlein und verrieth den früheren Klostermönch unter Anderem auch darin, daß er einem immer für ihn bereitstehenden Frühstücke sowohl vor wie nach dem Unterricht lebhaft und geräuschvoll zusprach, bei welcher Gelegenheit er die Fragen seiner Kirche heiter und humoristisch, aber

doch zugleich auch mit vielem Takt und ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, zu behandeln wußte. Franziska zog oft Parallelen zwischen diesem Ton und dem, der ihr noch aus dem elterlichen Hause her Erinnerung war, ein Ton, der trotz etwas persönlichem im Auftreten ihres Vaters in Gegenwart von Amtsbrüdern immer etwas schwerfällig Wichtigthuierisches und, was das Schlimmste war, auch etwas Salbungsvolles gehabt hatte.

Neben dem kleinen Geistlichen war es besonders der alte Toldy, zu dem sie sich mehr und mehr hingezogen fühlte. Beinahe täglich besuchte sie sein kleines, hinter einer Weinlaube verstecktes Wohnhaus, „die Gärtnerei“, darin seit einem Jahre die Mutter fehlte, kümmerte sich um die jüngeren Kinder und half dem Hauswesen auf, das etwas im Argen lag. Traf sie den Alten selbst, so wurde sie nicht müde, sich aus seiner Hovbedzeit und von den Heldenkämpfen des Jahres 1849 erzählen zu lassen und dabei ruhig hinzunehmen, daß jede dieser Erzählungen mit einer Flut ungrischer Verwünschungen endigte. Nur einmal unterbrach sie diesen Redestrom, um ihn wie damals in der Bildergalerie begreiflich zu machen, in Ungarn wären sie Patrioten, in Wien aber Verräther gewesen, und auf Verrätherei stünde der Tod überall in der Welt, — Auseinandersetzungen, die für ihn natürlich ohne Beweiskraft und durchaus in den Wind gesprochen waren. „Ungar liebt Vaterland, und wer liebt Vaterland, ist Held.“ Und gleich darnach wie zur Bekräftigung dieses Satzes war er in's Rezitiren gekommen und hatte sein Leib- und Lieblingslied angestimmt: „Es stehen Sieben vor Arab's Thor.“

Solcher Lieder aus der Revolutionszeit kannte Toldy sehr viele, daneben aber auch alte Lieder, die schon im Volksmunde lebendig waren, als von Schloß Arpa, dem neuen Schloß Arpa, noch kein Stein auf dem andern stand. Ja, seines neunundvierziger Enthusiasmus unbeschadet, hielt er an diesem uralten Liederschätze fast noch fester als an dem neuen, und tagtäglich, wenn er in der Mittags- oder Abendstunde nach Hause kam und sich's unter der Laube bequem gemacht hatte, ließ er seine Kinder diese volkstümlichen Weisen singen und begleitete den Gesang derselben auf der Geige. Denn er war, wie schon der Graf, als er mit Franziska das Programm entwarf, in aller Kürze bemerkt hatte, ein vorzüglicher Geiger und stand in dieser seiner Kunst nur um ein Geringes hinter dem unten im Dorfe wohnenden Zigeunerkönig Sanka zurück.

Einmal traf es sich, daß Franziska hinzukam, als die Kinder so mehrstimmig sangen, und wie gefangen genommen von der einschmeichelnden und zugleich doch so schwermüthigen Melodie, blieb sie hinter einer Buchsbaumhecke stehen und horchte, bis der Gesang zu Ende war. Nun erst gab sie ihren Versteckplatz auf und schritt auf das Gärtnerhaus zu, vor dem im Halbschatten der nach vorne hin offenen Weinlaube die zwei ältesten und zwei jüngeren Töchter Toldy's saßen, jene mit dem Aufziehen von Paprifaschoten, diese mit dem Ausschöhlen kleiner Kürbisse beschäftigt. Toldy selbst hielt noch die Geige in der Hand. Alles erhob sich, als man die Gräfin kommen

sah, und die beiden jüngeren Kinder, die Franziska's Lieblinge waren, eilten ihr entgegen, um ihr das Kleid zu küssen.

„Ich habe zugehört, Toldy. Das war ja wunderschön, aber so traurig. Ist es wirklich so traurig, oder habt ihr es nur so gesungen?“

„Ist traurig, Gräfin.“

„Und was ist es denn?“

„Ist Lied von Barcsai.“

„Barcsai? Wer war das? Ein berühmter Räuber? Oder auch piff, pass?“

„Nix piff, pass. Barcsai Freund.“

„Freund? Von wem?“

Aber Toldy schwieg nur und fuhr mit dem Zeigefinger wie zum Stoß durch die Luft, augenscheinlich um auszudrücken, daß Barcsai erstochen worden sei.

„Erstochen? Wer hat ihn erstochen?“

„Graf.“

„Welcher Graf?“

„Graf . . . Nix Name.“

Franziska lachte. „Der arme Graf. Da hat Barcsai mehr Glück gehabt, der hat doch wenigstens einen Namen. Aber weißt Du wohl, Toldy, daß ich das Lied haben möchte.“

Sie sprach das so hin und war deshalb einigermassen überrascht, eine Minute später den alten Toldy, der das bloß hingeworfene Wort als einen Befehl genommen hatte, mit einem mittlerweile hervorgesuchten Blatt erscheinen zu sehen.

„Ist Barcsai.“

Sie nahm das Blatt und sah, daß es ein echter Jahrmaktsdruckbogen war mit einem noch viel echteren Jahrmaktsbilde darauf: eine mit Strohkränzen umwickelte Frau, schon ganz in Flammen stehend.

Franziska fuhr zusammen. Aber ihre Neugier überwog doch, und so sagte sie: „Habe Dank, Toldy. Morgen schaff' ich's Dir zurück oder bring' es selbst. Ich will es nur übersehen und dem Herrn Curatus vorlegen, bei dem ich ungrisch lerne. Du weißt doch davon?“

Und damit erhob sie sich und kehrte durch den Park in's Schloß zurück.

Es lag ihr wirklich daran, den kleinen Geistlichen in Verwunderung zu setzen, und rasch erkennend, daß ihr wenigstens der Anfang der Ballade, der aus lauter Alltagsworten bestand, nirgends Schwierigkeiten machen würde, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb, ohne daß sie das Wörterbuch zu Rathe gezogen hätte:

„Vater, Vater, lieber, guter Vater,
Meine liebe Mutter liebt Barcsai.“

„Hörst du, Weib, was unser Kind da plaudert?“

„Hör' wohl, was es plaudert, liebster Gatte.
Thöricht ist es. Weiß nicht, was es redet.“

Und er eilt von himmen, fort auf Tolna,
Ging die Hälfte Weges, — kam dann wieder.

„Deffne, Weib, die Thüre, öffne, Gattin!“

„Ja, ich öffne, öffne schon, mein Gatte,
Laß den Rock nur um den Leib mich werfen,
Laß die Linnenschürze nur mich umthun,
Laß die rothen Stiefel nur mich anzieh'n.“

Aber Jener sprengte schon die Thüre.“

Hier legte Franziska die Feder nieder und überflog das Wenige, was noch folgte. Wo das sprachliche Verständniß einen Augenblick verlagte, half ihr das Bild nur zu gut nach, und so wußte sie zum Schluß, daß das unglückselige Weib, „weil es den Bardsai geliebt“, bei einem durch den Gatten veranstalteten Nachgastmahl diesem und seinen Gästen als brennende Fackel gedient hatte.

Sie schob entsetzt das Blatt beiseite.

In diesem Augenblick aber meldete der alte Czagy, daß der Graf die Frau Gräfin zum Thee bitten lasse. Sie ließ ihm ihr Erscheinen zurücklagen, und als sie sich gleich darnach in einem kurzen Gespräche mit Hannah wieder gesammelt hatte, kam ihr plötzlich der Einfall, ob es sich nicht empfehlen würde, das ganze Vorkommniß in's Scherzhafte zu ziehen und dem Grafen eine humoristische Szene daraus zu machen. Wirklich, es war ein vorzüglicher Stoff, aber sie fühlte doch allzu deutlich, daß es mißglichen werde. So gab sie denn den Plan wieder auf und begnügte sich damit, bei der Theeplauderei von Toldy zu sprechen und von der kleinen Marischka, die mit jedem Tage reizender und drolliger werde.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Curatus, der am andern Vormittage wie gewöhnlich zum Unterricht kam, war mit der Uebertragung zufrieden und erheiterte sich an Franziska's Entsetzen über den Inhalt der Ballade. Dabei nahm er zugleich Veranlassung, den Literarhistoriker zu spielen, Bardsai sei Lieblingsballade von alter Zeit her und seinem Stoffe nach nicht schrecklicher als andere. Das sei nun 'mal Balladenrecht, wenigstens in Ungarn. Es gäbe kaum ein altes Volkslied, darin nicht Verrath und Untreue vorkämen, denn das Lied spiegle das Leben. Allerdings verlange das Volksgefühl hinterher auch Sühne, ja, sei dabei ziemlich streng und gestatte meist nur die Wahl zwischen Eingemauert- und Angezündetwerden. Aber das Letztere werde bevorzugt, weil es bunter und lebendiger sei.

So ging das Geplauder, und alle Schrecknisse der Bardsaiballade waren aus ihrer Seele weggeschertzt, als der Graf sie gleich nach Ablauf der Unterrichtsstunde zur Spaziersfahrt abholte.

Diese Spaziersfahrten, die meist in die Berge hinein, aber auch wohl um die nördlichen Buchtungen des Sees gingen, blieben Franziska's besondere Freude, was nicht überraschen durfte. Der Graf war auf diesen Fahrten am gesprächigsten und plauderte dann viel von seinen Kinder- und Jugendjahren, von seiner geschwisterlichen Liebe zu Gräfin Judith und wie schön und reizend sie gewesen sei, bis endlich der alte Gundolskirchen, ein hausbackener Steyermärker, einer von denen, die mit Reiterstiefeln zur Welt kommen, an die Stelle der ihr angeborenen magharischen Grazie die deutsche Würde vulgo Schwerfälligkeit gesetzt habe, den Rest habe dann die Kirche gethan.

Allemaal, wenn das Gespräch diese Richtung nahm, nahm Franziska wahr, daß es dem Grafen in der Neigung lag, über die kirchlich und zugleich schwerfälligdeutsch gewordene Schwester Judith in einen

spöttischen Ton zu verfallen, aber ebensowenig entging ihr, daß es diesem spöttischen Ton an Unbefangenheit gebrach. So viel er sich dagegen sträuben mochte, die Schwester hatte doch das, was ihm fehlte: Klarheit und Einheit. Sie war jede Stunde dieselbe, während er auf jedem Gebiete schwankte. Selbst sein prononcirt ungrischer Patriotismus, so voll und ehrlich er war, war doch schließlich nicht ganz das, wofür er ihn ausgab, und so kamen ihm selbst zum Troß immer wieder Stunden, in denen er empfand, ohne Hof und Hauptstadt eigentlich nicht existiren zu können. Es ging eben ein Bruch durch sein Leben und seine Denkweise.

Wochen vergingen. Eine besondere Freude war ihm die Vorliebe, mit der Franziska ihren Studien oblag, und nur ein Schatten lagerte sich über diese glückliche Zeit: allerlei Herrenbesuch aus der Nachbarschaft kam, oft mehr, als lieb und bequem war, aber die Damen blieben aus und ließen mit jedem Tage deutlicher erkennen, daß man die Mesalliance betonen wolle. Der Graf ärgerte sich heftig und begann den Besuchern, ja selbst Szabó gegenüber, eine große Kühle zu zeigen, und ließ sich dann im Gespräche mit Franziska, wenn der Besuch endlich fort war, bis zu Bitterkeiten und Drohungen hinreißen. Er sei nicht gewohnt, einen solchen Affront zu dulden; ob man ihn etwa zwingen wolle, sich an die Revision der ungrischen Stammbäume zu machen? Er habe lange genug gelebt, um das Wunderbarste darüber berichten zu können. In dieser erregten Sprache ging es weiter. Aber so heftig er war, so wurd' es doch schließlich Franziska nie schwer, die Hornesfalte wieder wegzudisputiren. „Laß, Petöfy, Du zwingst mich sonst, Dir einen Curfus über vornehme Welt zu halten! Ich will Dir erzählen, wie's kommt. Eines Tages sind wir in Pest, und ein Erzherzog oder vielleicht die Kaiserin selbst ladet uns in ihre Cirkel. Andrassy reicht mir den Arm, und Prinzessin Gisela geht eine Viertelstunde lang in irgend einem Poetensteig oder noch besser auf einer freien Parkwiese, wo wir hundert Zuschauer haben, mit mir spazieren. Sieh, ich biete jede Wette, den andern Vormittag weiß ich mich vor Besuch, auch vor Damenbesuch, nicht mehr zu retten.“

Es war eines Morgens im September, als dieß Gespräch geführt wurde. Franziska zog sich gleich darnach in ihre Zimmer zurück und klingelte nach Josephinen. Diese war meistens guter Laune, hatte Neugierigkeiten und erhielt jeden Tag einen langen und zärtlichen Brief von ihrem Wiener Bräutigam, was sie freilich nicht hinderte, sich von dem halben Schloß Arpa den Hof machen zu lassen. Dieses beständige Kokettiren, und noch dazu nach allen Seiten hin, berührte Franziska wenig angenehm, aber der Wiener Brief und die Lust und Augenirtheit, womit seitens der Empfängerin der Inhalt desselben jedesmal zum Besten gegeben wurde, ließen sie doch über Manches hinwegsehen und brachten es zuwege, daß die Toilette-stunde keineswegs zu den schlimmsten des Tages zählte.

„Nun, Josephine, was schreibt er heute?“

„Kein Brief gekommen.“

„Aber die Zeitungen sind doch schon da. Vielleicht ist er Dir untren geworden.“

„O nicht doch, gnädigste Gräfin, das kann nicht sein. Ich hab' einen Charme von Klein auf, und wer den Charme hat, von dem kann keiner wieder los.“

„Er könnt' aber doch gehört haben, daß Du hier herumkoffetirst und sogar mit dem Andras Dein Wesen treibst.“

„Mag er. Da wird er bloß eifersüchtig, und mit der Eifersucht wächst der Charme. Das weiß ich. Uebrigens brauchen wir heute keine Briefe, gnädigste Gräfin, denn wir haben genug mit uns selber zu thun. Ist ja seit gestern Abend, als wäre der Böse los im Gebirg und auf dem See.“

„Was gibt es denn?“

„Ein Wildschwein hat dem Förstersohn von Szent-Görgey die Seit' aufgerissen; liegt auf den Tod. Und auf dem See gestern Abend, als die Fähre von Nagy-Förös nach Mihalisfalva hinüber wollt', ist das Boot umgekippt, und ihrer Elf sind ertrunken. Und der Elfte war der Kaplan, das heißt ein junger Kaplan, hübsch und blaß, der einem Kranken die Sterbesakramente bringen wollt'. Und hat das Allerheiligste hoch in der Hand gehalten, immer über dem Wasser. Aber es hat ihn auch nicht retten gekonnt.“

„Ich begreife nicht, daß mir der Graf nicht davon gesprochen hat.“

„Es kommt eben erst auf's Schloß, und der Herr Graf wissen es noch keine Viertelstund'. Es ist das Neueste.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachricht von dem Unglück auf dem See hatte Franziska wirklich erschüttert, aber Josephinen, als sie nach einer halben Stunde das Zimmer wieder verließ, war es nichtsdestoweniger gelungen, das Gleichgewicht in ihrer Herrin Seele wenigstens so weit wieder herzustellen, daß alle vorerzählten Ereignisse nur noch nachwirkten, als ob sie sich im vorigen Jahrhundert oder weit weg in einem überseeischen Lande zugetragen hätten. In keinem Falle nahm Franziska Veranlassung, ihre Tagesordnung dadurch stören zu lassen, die für heut einfach lautete: Brief an Gräfin Judith.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft hatte sie bereits an diese geschrieben, aber doch nur wenige Zeilen, Zeilen, auf die weder eine Antwort erwartet noch eingetroffen war. So lag denn eine wirkliche Schreibepflicht vor.

„Schon seit einigen Tagen, meine gnädigste Gräfin, war ich Willens, meiner ersten Benachrichtigung von hier einen längeren Brief folgen zu lassen, sah mich aber immer wieder an der Ausführung meines Vorhabens verhindert.“

„Auch der heutige Tag schien mich durch ein schweres Unglück auf unserem See, das dem Geistlichen von Nagy-Förös das Leben kostete — selbst das Allerheiligste verkauft in die Tiefe — meinem Vorhaben abermals untreu machen zu wollen. Ich entreiß mich aber der dadurch hervorgerufenen Stimmung und schreibe.“

„Vierzig Tage sind es heute, daß ich auf Schloß Arpa bin, und die lange kurze Zeit liegt hinter mir

wie ein Traum. Die Güte des Grafen gegen mich ist grenzenlos, seine Rücksicht rührend, seine Meinung von mir beschämend. Er findet, daß mir nicht ausreichend gehuldigt wird, und zürnt darüber mit der Nachbarschaft, die sich seiner Ansicht nach mehr als statthaft zurückhält; es gelingt mir aber immer wieder, einen Ausbruch seiner Empfindlichkeit zu hindern und ihm den gegenwärtigen Zustand als einen erklärlichen, entschuldbaren und sehr wahrscheinlich auch vorübergehenden darzustellen.“

„Ich habe mich nun hier völlig eingelebt und so mag es mir gestattet sein, Ihnen, meine gnädigste Gräfin, ein Bild dieses Lebens zu geben.“

„Den Morgen verbring' ich mit Petöfy; dann folgen viele Stunden, in denen ich mir allein gehöre. Das Zimmer, das ich bewohne — das zweifensterige neben dem großen Ghsaal — gönnt mir einen Blick über den See, dessen Schönheit mich immer wieder entzückt. Anfänglich jeden Tag und jetzt jeden zweiten Tag kommt der Herr Curatus von Szegenihaza herauf und gibt mir eine Sprachstunde (magyarisch), die sehr oft eine Doppelstunde wird. Gescheidt und fromm, dabei persönlich ohne jedweden Anspruch, gehört er ganz jenen selbstsuchtlosen und aller Eitelkeit entkleideten Geistlichen zu, denen man in Ihrer Kirche häufiger begegnet als in der unsrigen. Ich disputire mit ihm beinahe mehr, als ich konjugire, woraus mir der Vortheil wird, im Ungrißlernen auch zugleich die katholische Kirche kennen zu lernen, von der ich offen gestanden bis dahin sehr unzureichende Begriffe hatte.“

„Neben dem Geistlichen ist es der alte Tolby, der meine Zeit am meisten in Anspruch nimmt. Er lebt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, und unter den Gegenständen seiner Adoration steht Comtesse Judith obenan. Ein wahres Kreuz könnte mir sein bei jeder Gelegenheit hervortretendes Magyarenthum sein, wenn nicht die Naivität, mit der sich dasselbe gibt, etwas Versöhnendes und oft etwas geradezu Rührendes hätte. So nehm' ich ihn denn als Type, folg' ihm liebevoll auch in seinen Schwächen und vervollständige durch mein Geplauder mit ihm die Sprachstudien, zu denen der Geistliche von Szegenihaza die Fundamente legt. Meine Fortschritte setzen mich beinahe selbst in Verwunderung, aber mehr noch, als sie mich verwundern, beglücken sie mich. Denn ich gehöre nun diesem Lande mit meinem Herzen, und wenn vielleicht nicht voll mit meinem Herzen, so doch mit meinen Entschlüssen an und will das ganz sein, was zu sein ich mir an jenem mir unvergeßlichen Tage vornahm, der mir zuerst Ihr schönes Herz und Ihre wohlwollenden Gesinnungen für mich offenbarte. Nach dem nur kurzen Diner, sechs Uhr, folgen Fahrten über Land, ein paarmal auch schon über den See. Das schönste Wetter hat uns bis jetzt begünstigt; nicht einmal ein Gewitter zog in den heißen Tagen herauf. Den Thee nehmen wir abwechselnd auf der Plattform in Front des Schlosses oder auf der obersten Gartenterrasse, die sich mehr und mehr in einen Blumengarten verwandelt hat. Ich erzähle dann, was ich von Josephine gehört oder auch in den Zeitungen gelesen habe, wobei mich immer wieder die schöne Milde des Grafen überrascht und ein Gerechtigkeitsinn, der,

so möcht' ich annehmen, auch Sie, gnädigste Gräfin, in Erstaunen setzen würde. Denn er ist doch anders, als Sie vermeinen, anders in diesem und manchem andern Punkte. Wohl zeigt er sich unruhig und unbefriedigt und sucht die Ruhe nicht da, wo sie vielleicht einzig und allein zu finden ist, aber er sucht sie doch und nicht bloß in dem, was man Zerstreuungen nennt. Er birgt vielmehr umgekehrt einen Schatz von Gemüth in seinem Herzen, und daß er nur selten und immer nur flüchtig und andeutungsweise davon spricht, ist mir ein Beweis mehr von seiner tiefer angelegten Natur. Erst gestern Abend auf unserer Spazierfahrt bei Sonnenuntergang, was er besonders liebt, überraschte mich wieder ein Wort von ihm. Die Sonne stand schon unter dem Horizont, aber in dem zurückgebliebenen Blutscheine spiegelte sich noch von unten her ihr Schattenbild. Er wies darauf hin und sagte: ‚Sieh‘, Franziska, das ist das Leben oder doch sein Ausgang. Wenn die Sonne fort ist, bleibt uns ihr Bild noch eine Weile zurück, aber ein Schattenbild nur, und auch das ist kurz.‘ In dieser Weise spricht er öfter zu mir und verräth darin einen Anflug von Resignation, der mich betrübt. In allem Andern aber bin ich glücklich und unzweifelhaft um Vieles glücklicher, als ich zu hoffen wagte. Gute Sterne haben bisher über meinem Leben auf Schloß Arpa gestanden und von dem, was ich fürchtete, hat sich nichts erfüllt. Ich fürchtete mich vor Unfreiheit, auch vor Unfreiheit in kleinen Dingen, aber in Wahrheit bin ich freier geworden. Wie viel schöner ist dieß Leben als das, das abgeschlossen hinter mir liegt, und in dem Eines war, das mich stets empörte: das Sichberwerbemüssen um Gunst und Liebe. Hier hab' ich Beides als ein freies Geschenk.

„Anfang Dezember will Petöfy wieder nach Wien zurück. Ich freue mich darauf und auch nicht. Das laute, großstädtische Leben hat einen unendlichen Reiz für mich gehabt und hat ihn vielleicht noch, aber ich möchte nur Zuschauer darin sein und nur Andere leben und erleben lassen. Selbst wieder eine Rolle darin zu spielen, widerstrebt meinem innersten Herzenszuge. Mir will es scheinen, daß ich wenn nicht für die Stille, so doch für die Kontemplation geboren und in dem, was mir zurückliegt, in einem Irrthum befangen gewesen bin. Ich habe noch eine Sehnsucht, aber diese Sehnsucht ist nicht die Welt. Oder irr' ich auch darin wieder? Schließen Sie mich in Ihre Gebete ein. Ihre Ihnen dankbar und herzlich ergebene
Franziska Petöfy.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Abermals waren Wochen vergangen und in Ablösung der sonnigen Tage, die seit Anfang August über Schloß Arpa gestanden, hatten sich Regentage eingestellt. „Es regnet wie auf dem Szekler Landtage,“ sagte Franziska scherzhaft, und als der Graf nach der Bedeutung davon fragte, rezitirte sie zu seiner nicht geringen Erheiterung das gleichnamige Chamisso'sche Gedicht.

„Si, da muß ich aus einem norddeutschen Gedicht erfahren, wie's auf dem Szekler Landtag aussieht,“

lachte der Graf und jedesmal, wenn er Franziska begegnete, wies er auf die Wasser, die draußen nach wie vor niederströmten, und wiederholte die Refrainzeile: „Der Regen regnet immer noch.“

Als es mit diesem Wetter anfang, versuchten Beide zunächst noch ihre Spazierfahrten fortzusetzen, am dritten Tag aber waren die Wege bereits so grundlos geworden, daß man es aufgeben mußte. Nichts blieb ihnen als eine Promenade durch die Gewächshäuser und ein tagtägliches fleißiges Billardspiel, das Franziska wenigstens im Anfang sichtlich bemüht war zu lernen. Aber weder das Eine noch das Andere konnt' ihr eine rechte Freude schaffen, in den Treibhäusern war es zu wasserschwül, und das Billardspiel ärgerte sie, weil es ihr nicht gelang, es im Umsehen zu beneistern. In Allem, was sie that, wollte sie rasche Resultate sehen. Nichtsdestoweniger hielt man sich bei Stimmung und fand immer neue Mittel, um ein sich anmeldendes Unbehagen aus dem Felde zu schlagen. In allen Kammeren brannten riesige Feuer, der kleine Geistliche, wenn er zur Unterrichtsstunde kam, ward über den halben Tag hin festgehalten, und die kaum dreijährige Marischka, Toldy's Jüngste, sah ihren Geburtstag gefeiert, als ob sie wenigstens eine Prinzessin gewesen wäre. Zweimal gab es auch Tanz. Zigeuner, denen man bei dem Unwetter einen Unterschlupf in einer Schloßbarade gegönnt hatte, spielten zum Dank dafür ihre Czardas (Hanka selber war mit heraufgekommen), und Graf und Gräfin saßen all' die Zeit über in der großen Halle, darin sich die Dienstleute versammelt hatten, und sahen dem Treiben zu. Selbst Josephine tanzte mit, unter den Klängen der Musik sich einer Exklusivität entschlagend, auf die sie sonst nur in ihren intimsten Privatverhältnissen zu verzichten pflegte.

So ging es anderthalb Wochen, und man hätte sich in neue gute Tage, die doch endlich anbrechen mußten, hinüber gerettet, wenn nicht Krankheit gekommen wäre. Erst erkrankte Hannah und den Tag darauf auch der Graf.

Franziska nahm es nicht allzu schwer damit oder gab sich wenigstens das Ansehen davon, und als Hannah sie wegen der doppelten Krankenpflege bedauern wollte, sagte sie: „Hannah, ich begreife Dich nicht. Wie Du nur so thöricht sein und Alles so falsch ansehen kannst! Du thust mir leid und der Graf thut mir leid, aber sprich nur nicht von Mitleid mit mir. Mir konnt' eben nichts Besseres geschehen als eure Krankheit. Ich bin doch nun das Billardspiel los und die Promenaden im Treibhaus und kann mich statt dessen mit etwas Vernünftigen beschäftigen, also zum Beispiel, ob eure Zudecke sich verschoben hat, oder ob ihr vielleicht heimlich ein Buch habt, aus dem ihr lesen wollt und nicht sollt. Glaube mir, Hannah, ich schwärme geradezu für Barmherzige-Schwesterchaft oder, wenn Dir das zu katholisch klingt, für Diakonissensthum; wenigstens hier. Der Graf wollt' es mir auch abdisputiren und einige meiner Krankenpflegepflichten in die Küche verweisen, die Kathis und Nanis hätten ohnehin nichts zu thun, aber ich hab' ihn bekehrt und ihm rund heraus gesagt, erst käme ich und dann die Kathis, und ich

hätte nicht Lust, mir eine so gute Gelegenheit zum Zeitvertreib entgehen zu lassen. Und sieh', Kind, so liegt es wirklich. Ich gönne Dir alle mögliche Gesundheit, weil ich weiß, daß Du Krankheit nicht leiden kannst, aber wenn ich ein bißchen egoistischer wäre, so wünscht' ich Dir jeden Tag einen furchtbaren Wadenkrampf, so furchtbar und so heftig, daß ich Dich ganz in Senfpflaster einwickeln müßte. Das kenn' ich Alles noch von meiner seligen Mutter her, und war eigentlich schlimm genug, aber mitunter war es auch eine wahre Wonne, wenn's Sinen so in die Augen biß, bis die Thränen kamen."

"Male den Teufel nicht an die Wand."

"Wegen des Krampfes oder wegen der Thränen?"

"Vielleicht wegen Beidem. Ich hab' es nicht gern, wenn Du so sprichst, Franziska. Bedenke doch, ich kenne Dich von Klein auf und weiß nur zu gut, daß Dir ganz anders um's Herz ist. Es geht etwas in Dir vor und Du willst es nur nicht aufkommen lassen."

"Ach, Du bist eine Thörin. Aber lassen wir's. Ich will nun fort und nach Deinem Leidensgefährten sehen, er wird sonst ungeduldig. Hier stell' ich Dir die Medizin her und das abgebrauste Brausepulver. Und nun hast Du Alles, was Du brauchst, zur Hand. Oder soll ich Dir lieber noch die Josephine schicken?"

"O nein."

Und nach diesem Zwiegespräch ging sie treppab. In dem Zimmer unten lag der Graf auf einem Feldbett, nur mit einem Militärmantel zugedeckt. Er hatte so seine Vorstellungen von dem, was sich für einen alten Soldaten gezieme, wohin vor Allem auch ein künstlich genährtes Entsetzen vor dem Federbett gehörte. Nichts als das Tictack der Uhr unterbrach die Stille. Die schweren Damastvorhänge der Fenster waren geschlossen, und nur vom Tisch her, auf dem eine mit einem Schleier verhangene Lampe stand, fiel ein mattes Licht auf das Lager des Kranken.

"Ei, das ist hübsch, daß Du kommst, Fränzl. Ich habe die Minuten gezählt. Es ist so leer und öde hier, so leer und öde für mich schon, und wie muß es erst für Dich sein! O dieser Regen! 'Es regnet, regnet immer noch.' Vorzüglich! Ich kann diese Zeile von eurem französisch-preussischen Dichter gar nicht los werden. Aber nun setz' Dich und nimm den Lampenschleier fort, ich will Dich deutlicher sehen können. Oder laß ihn doch lieber, ich komme sonst auch in eine helle Beleuchtung, und ein Kranker präsentirt sich am besten im Halbdunkel, wenn er sich überhaupt präsentirt. Ein vermaledeites Wetter! Und dreimal vermaledeit diese Neuralgie! Hier in der Hüfte sitzt es. Sie nannten es Ischias, die Herren Doktoren, aber das ist mir gleich, sie könnten es auch Inferno genannt haben oder geradezu Hölle. Judith, wenn sie davon hörte, würde sagen, es spuke vor. Aber es kann nicht Jeder in den Himmel kommen. Dazu muß man eben einen Weichtater haben wie Fesler, der fromm genug ist, einen Lucifer loszubeten. Glaubst Du nicht auch? Apropos, ist ein Brief von Judith gekommen?"

"Nein."

"Ich finde, sie läßt lange damit warten, und

doch gibt es Situationen, in denen man umgehend schreiben muß oder doch in derselben Woche noch. Und nun sind es über zwei."

"Die Gräfin kann krank sein wie Du."

"Kaum. Wer sich jeden Tag so rein beichtet wie Judith, bei dem gedeiht keine Neuralgie. 'Krankheit wächst nur auf dem Beet der Sünde', sagen die Frommen, und vielleicht haben sie Recht. Unter allen Umständen halten sie sich dessen gewiß, so lange sie nicht persönlich in die Zwickmühle genommen werden, und nur Eines ist mir noch gewisser, daß Du hier seit vierzehn Tagen ein elendes und tristes Leben führst und daß mit diesem Glend und dieser Tristheit ein Ende gemacht werden muß. Ja, Fränzl, ein Ende gemacht, und wenn ich die Ziegler auf Gastrollen, etwa Medea' zweimal täglich, oder euren Bismarck auf eine Bärenjagd in den Karpathen einladen sollte, — gleichviel, wir müssen heraus aus dieser Dumpsheit, in die kein Licht und keine Freude bringt."

"Ich bitte Dich, Petöfy, denk' an Dich und nicht an mich. Ich habe gute Tage."

"Gute Tage? Graue Tage hast Du."

"Nein, gute Tage, sag' ich. Und wenn sie nebenher grau sind, so laß sie; die grauen sind nicht die schlimmsten. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen."

"Ist schon recht. Aber es hat's ein Mann gesagt, und ihr, ihr empfindet anders; ihr seid für Gegensätze, könnt schwarz ertragen, aber nicht grau, Tod und Unglück, aber nicht Langeweile. Kenne das und habe mir auch schon einen Plan ausgedacht. Sobald ich die Hand wieder rühren kann, schreib' ich an Phemi."

"Nein, Petöfy. Das unterlaß. Ich bitte Dich darum."

"Aber ihr stimmtet doch so gut zusammen, und so mich nicht Alles täuscht, hattest Du wirklich ein Herz für sie."

"Hatt' ich auch und hab' ich noch. Ich bin ihr ganz aufrichtig zugethan, und wenn sie meiner je bedürfen sollte — sie wird es nicht, sie weiß eben für sich selbst zu sorgen — so werd' ich mich vor der Lächerlichkeit und vor der Undankbarkeit hüten, ihr gegenüber die Fremde herauskehren zu wollen oder wohl gar die Gräfin. Ich bin dessen überhaupt nicht fähig. Ich weiß das. Aber ebenso gewiß weiß ich auch, daß ich keine Veranlassung habe, diese Beziehungen ohne Noth wieder anzuknüpfen. Ich bin nun aus dem Kreise heraus und wünsche mich nicht wieder hinein. Am wenigsten aber wünsche ich ein zweilebiges Leben zu führen, ein zweilebiges, das nach meiner Meinung nicht viel besser ist als keins."

Er hatte den Kopf anfangs mißmuthig hin und her gewiegt, aber diese Mißlaune ging rasch wieder in eine freundlichere Stimmung über. "Und so soll es denn immer Hannah sein! Hannah und immer wieder Hannah. Weißt Du, Fränzl, ich bewundere Deine Genügsamkeit und daß ihr euch nicht ausplaudert."

"O, wir können uns nicht ausplaudern, weil wir, was Dich vielleicht überraschen wird, eigentlich überhaupt wenig plaudern."

„Je nun, was thut ihr denn?“
 „Wir verstehen uns.“
 „Das ist freilich viel.“
 „Beinahe Alles.“
 „Nun gut. Aber ist sie nicht etwas zu nüchtern, oder doch wenigstens nüchtern überhaupt?“
 „Immer nur da, wo sie's sein darf, wo Nüchternheit ausreicht oder hingehört. Ich möchte sagen: nüchtern für alle Tage.“

„Und Feiertags?“
 „Ist sie voll Muth und Leidenschaft und liebt mich so, daß sie jeden Augenblick für mich sterben würde.“

„Das glaubst Du?“
 „Nein, ich weiß es und weiß es seit lange, seit meinem zehnten Jahr, da fing es an. Und wie sie sich damals gezeigt hat, so zeigt sie sich noch. Ich bin ihrer so sicher, wie daß ich lebe, ja, mein Zutrauen zu ihr ist grenzenlos. Sieh', um Dir nur ein Beispiel zu geben, ich ängstigte mich beim Gewitter, aber in ihrer Gegenwart fällt alle Furcht von mir ab. Es ist mir dann, als stünde mein Schutzgeist neben mir. Eigentlich könnt' ich Dir von ihr erzählen, von ihr und meiner Kinderzeit. Aber sage mir, wenn der Anfall kommt und die Schmerzen; ich weiß, Du bist dann am liebsten allein.“

„Erzähle nur; ich höre. Kinderzeit ist ohnehin unsere beste Zeit und die lehrreichste dazu. Da leben wir noch so recht eigentlich und zeigen uns, wie wir sind. In dem, was nachher kommt, ist so viel Zurechtgemachtes. Auch im Guten.“

„Avis au lecteur.“
 „O nicht doch, Fränzl, ich hasse das, hasse das Hinterrücksprechen in Winken und Andeutungen. Aber Du wolltest mir von Hannah erzählen und wie sie zuerst Dein Champion wurde, Dein Ritter ohne Furcht und Tadel. War es nicht so?“

„Ja. Du darfst es so nennen, denn es gab etwas von einer regelrechten Schlacht, und Blut floß. — Aber es ist kalt geworden. Erlaube mir also, daß ich zunächst für Feuer Sorge, soweit die paar Kohlen dazu reichen, und vor Allem diesen Schirm beiseite schiebe. Das Halbdunkel hier ist nur gut für Gespenstergeschichten, und die wären das Letzte, was ich erzählen möchte.“

„Gib Deiner Geschichte jede Beleuchtung, die Du für gut hältst, vor Allem aber gib die Geschichte.“

„Nun, also Hannah's Vater war Küster an der Kirche, wo der meinige Prediger war . . .“

„Ich entsinne mich . . .“
 „Er war aber nicht bloß Küster, sondern auch Todtengräber, was ihm in meinen Augen noch ein besonderes Ansehen gab. Er hatte langes weißes Haar, viel weißer, als es seinen Jahren nach hätte sein müssen, und sah eigentlich immer aus, als ob er irgend Einem das letzte Gebet sprechen wolle. Trotz allem Grauen aber, das mir sein Ernst und seine Hagerkeit einflößten, hatt' ich ihn gern oder doch nicht ungern, weil mir Alles an ihm apart vorkam und nicht zum wenigsten seine Wohnung, die dicht neben dem Kirchhofsgitter lag und eigentlich gerade so wirkte, wie der alte Stedingk selber. Denn das war sein Name, Lordeſon Stedingk, und es hieß, daß er von den schwedischen Stedingks her-

stamme. Sommers standen immer frisch angestrichene Bahnen, die trocken sollten, um sein Haus her, Grund genug zu Grusel und Angst, am meisten aber ängstigte mich ein kleines Gärtchen, das von Buchsbaum eingefast war und darin immer nur gelbe Studentenblumen blühten. Einmal sah er mich und rief mich heran, um mir eine dieser gelben Blumen zu geben, aber ich war wie starr vor Schreck und schüttelte nur den Kopf. Als ich mich endlich wieder erholt hatte, lief ich fort und hatte dabei das Gefühl, als ob mich wer an den Hacken halte.“

„Das wird aber doch eine Gespenstergeschichte.“
 „Nein, nein. Ich verirre mich bloß und frame mehr aus, als zu meiner Geschichte gehört, Alles nur, weil die Bilder von alter Zeit her wieder lebendig werden und so mächtig auf mich einströmen, daß ich mich ihrer nicht ganz erwehren kann.“

Und sie tupfte, während sie so sprach, mit ihrem Taschentuch über die Stirn hin und fuhr dann fort:

„Unser eigentlicher Spielplatz war ein großer Grasplatz um die Kirche her, auf dem Bauholz und allerlei Stämme lagen, die, wenn der Herbst kam, geschnitten werden sollten, Kiefern und Tannen und auch wohl Birken- und Eichenholz, in der Mitte des Platzes aber war ein Tümpel, durch den die Jungen, die gute Stelzenläufer waren, immer durchmarschirten, was mich so mit Neid und Entzücken erfüllte, daß ich's auch zu lernen anfang und nicht eher zufrieden war, als bis ich mit Allen um die Wette mitten im Wasser stehen und auf einer Stelze balanciren und mit der andern präsentiren konnte. Du kannst Dir denken, welche Wonne das war.“

Petöſy nickte seine Zustimmung.

„Aber,“ fuhr Franziska fort, „was war der Kirchplatz im Vergleich zu dem Kirchhof, der dicht daneben lag und über dessen niedrige Mauer weg die Hagebuitensträucher bis in die Straße hineinwuchsen. An dem Kirchhofe hing unser ganzes Herz. Eigentlich war es kein rechter Kirchhof mehr, denn was starb, wurde seit Jahr und Tag schon vor's Thor hinausgetragen und auf einem abgesteckten und ummauerten Stück Haideland begraben, einzelne Familien in der Stadt aber hatten noch ein Anrecht an den alten Kirchhof, und so kam es, daß immer noch von Zeit zu Zeit auf ihm beerdigt wurde. Das war denn allemal ein Festtag für uns, und wenn am Abend vorher, so gegen Sonnenuntergang, der alte Stedingk aus seiner Hofthür trat und sich an's Graben machte, so fehlte Keiner von uns, weil Jeder neugierig war, ihn das Grab aufschütten zu sehen. Und einmal hatten wir auch wieder so gestanden und zugehört, und als er zuletzt fertig war, unser schon draußen auf dem Kirchplatz begonnenes Spiel auf dem Kirchhof drinnen wieder aufgenommen. Es hieß ‚Hirsch und Jäger‘ — ich weiß nicht, ob ihr das Spiel hier auch habt — der stärkste Junge, wie sich denken läßt, war allemal ‚der Hirsch‘, der aufgestöbert oder auch in seinem Versteck überrascht, umstellt und zur Kapitulation gezwungen werden mußte. Dieser stärkste Junge nun, der damals mit uns spielte, hieß Willy Thompson und war eines reichen Schiffshebers Sohn, dessen Familie von Inverness oder Aberdeen herübergekommen war.“

Denn in der kleinen Stadt war Alles schottisch oder schwebisch, weil der Handel dahin ging. Nun, dieser Willy war eigentlich ein blondes Prachtstück, trotzdem er übermüthig und hochfahrend und ein vollkommener Tyrann war, der uns in Schrecken und blindem Gehorsam hielt. Wenn ein Streit ausbrach, so stand Alles auf seiner Seite, bloß aus Furcht vor ihm, und daß ihm irgendwer widersprochen hätte, kam eigentlich gar nicht vor."

Der alte Graf richtete sich auf, ersichtlich immer interessirter, weil er bei dieser Schilderung die Bilder seiner eigenen Jugend wieder vor sich aufsteigen sah.

"Und so war es auch an dem Abend," fuhr Franziska fort, "von dem ich erzähle. Kaum daß unser blonder Tyrann ausgeflogen und in seinem Versteck untergetrocken war, so war auch schon Alles hinter ihm her, hierhin, dorthin, und während er sonst darauf rechnen durfte, nie gefunden zu werden, und dann ganz zuletzt wie gutwillig zum Vorschein kam, um uns zu verhöhnen und auszulachen, so hatten wir ihn heut in fünf Minuten schon. In einer der Kirchhofecken stand nämlich in schräger Stellung ein gußeisernes Monument, und in dem dreieckigen Winkel, der dadurch gebildet wurde, saß er und war nun gefangen. Unter einem ungeheuren Jubel holten wir ihn hervor, um ihn über den Kirchhof hin bis an die Anschlagstelle zurückzuführen. Als wir aber bis an die frisch gegrabene Grube gekommen waren, riß er sich plötzlich los, packte mich, die ich ihn besonders verhöhnt haben mochte, beim Zopf und schrie: 'Franze, Du bist schuld; Du hast gedeut, Du hast mich verrathen.' Ich sah, wie wüthend er war, und legte mich auf's Versichern meiner Unschuld, aber er wurde nur immer wüthender und schrie: 'Bekenn' es, sag' es, dann schenk' ich's Dir; sonst, sonst . . .' und nun fing er an zu schwören: 'sonst werf' ich Dich hier in's Grab.' In meiner namenlosen Angst fiel ich vor ihm auf's Knie, gerad' als ob sich's um mein Leben gehandelt hätte, und wirklich, ich glaub' auch, ich hätt' es nicht überlebt. Aber er wollte von nichts hören und wissen und zerrte mich auch wirklich schon auf die Stelle zu, wo mitten in dem eben aufgeworfenen Sandhaufen das große Grabsteintuch des alten Stedingk wie ein Kreuz im Zwielicht aufragte. Von den anderen Jungen hatte keiner den Muth, für mich einzutreten; als er jetzt aber oben stand und mich unerbittlich nach sich zog, sprang Hannah vor und sagte: 'Laß sie los!' Er aber lachte bloß, und es war auch zum Lachen, denn Hannah, die jetzt so herb und gesund aussieht, war damals ein blaßes und schwaches Kind und so mondshchein, daß man sie durch und durch sehen konnte. 'Laß sie los!' rief sie noch einmal und legte die Hand auf die Grabsteintüde. 'Dummes Ding, Du sollst mit hinein'. — 'Laß sie los!' rief sie zum dritten Mal, während ihr die Augen wie aus dem Kopfe traten, und als er noch immer nicht abließ und mich weiter zerrte, riß sie plötzlich das Grabsteintuch aus der Erde heraus und stieß es ihm mit solcher Gewalt vor die Brust, daß er rückwärts taumelte. Voll Geistesgegenwart griff er im Fallen noch nach einem Hagebuttenstrauch und

hielt sich fest, während ihm zu unser Aller Entsetzen das Blut über die Turnjacke floß; denn das nach oben hin ausgleitende Grabsteintuch hatte mit einer seiner scharfen Ecken ihm das Kinn bis an die Lippe hin aufgeschnitten. Und so hielt er sich eine Weile noch, bis er zuletzt ohnmächtig vor Schmerz und Blutverlust in denselben Hagebuttenstrauch hineinfiel, der ihn vor dem Niederstürzen in's Grab bewahrt hatte. 'Blut besiegelt', sagt das Sprüchwort, und das Blut, das an diesem Tage floß, Petöfy, hat Hannah's und meine Freundschaft für's Leben besiegelt."

"Aber was wurd' aus dem Jungen, dem zweiten Helben der Geschichte?"

"Nun, den haben wir vor drei Jahren in Leipzig mit dem ganz zerhauenen Gesicht eines alten Korpsburschen wiedergesehen. Er ließ sich bei mir melden, als ich dort zu Gastspiel war, war sans phrase reizend, und als er endlich auch Hannah's ansichtig wurde, brach er in einen wahren Hölleujubel aus und rief einmal über das andere: 'Sieh', Hannah, es ist immer so weiter gegangen. Aber die hier, und dabei wies er auf die Narbe am Kinn, 'ist doch die beste.'"

Der Graf war ernst geworden und sagte: "Fränzl, ich könnte Dich um Deine Hannah beneiden, wenn beneiden meine Sache wär'. Aber das ist gewiß, sie ist ein Schatz für Dich, den Du festhalten mußt."

"Das will ich auch. Aber zunächst will ich nachsehen, ob sie nichts versäumt und keine Thorheiten begangen hat. Denn sobald sie krank ist, ist sie, was Medizin angeht, voll Ungehorsam und Unvernunft."

"Ein Beweis mehr für ihre Vernünftigkeit. Ich werde schließlich auch noch ein Hannahschwärmer werden."

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Hannah schlief fest und athmete ruhig. Das Fieber hatte sichtlich nachgelassen, und leise, wie sie gekommen war, verließ Franziska, die wohl wußte, daß dieser Schlaf die Genesung bedeute, den Alkoven wieder, um in ihrem Wohnzimmer vor dem Kaminplatz zu nehmen.

Das Feuer darin war halb niedergebrannt, aber über dem Kamin befand sich ein Ofen, der seine Heizung von außen her empfing und trotz vorgerückter Stunde noch eine behagliche Temperatur ausströmte, was nicht überraschen durfte, denn der erst beim Beginn der Regentage zum Vorschein gekommene schnauzbärtige Slowake, dem das Heizungsdepartement unterstellt war, pflegte lieber zu viel als zu wenig zu thun.

Es war noch nicht spät, und Franziska nahm auf gut Glück ein Buch vom Bücherbord. Es war ein Band von Rousseau, die "Confessions", und sie sah im Durchblättern, daß wenigstens auf den ersten fünfzig Seiten viele dünne Bleistiftstricheln an den Rand gemacht worden waren. Die Leserin indeß, sehr wahrscheinlich die Mutter des Grafen, schien sich im Weiterlesen immer absehnender gegen den Autor verhalten zu haben, denn der Stricheln, die ganz unzweifelhaft Zustimmung ausdrücken sollten,

wurden immer weniger und der Fragezeichen immer mehr. In der Mitte des Buches aber lag ein weißes, goldgerändertes Blatt mit einem Spruch darauf und dieser Spruch selbst lautete: „Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll. So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“ Franziska stuzte. „Wie schlicht,“ sagte sie, „wie nüchtern fast! Und doch bewegt es mich. Und warum? Ist es, weil ich das ‚Bild dessen, was ich werden soll,‘ ahnungsvoll bereits vor mir sehe, oder ist es umgekehrt, weil ich es nicht sehe? Sonderbar.“

Sie legte das Buch wieder aus der Hand, gab ihren Platz vor dem Kamin auf und setzte sich in die Fensternische. Wenn nicht Alles täuschte, so mußte sich das Wetter zum Guten geändert haben; nur kalt schien es geworden zu sein, denn die Scheiben beschlugen sich und die Tropfen zogen Rinnen über das Glas. „Ich muß doch sehen,“ sagte sie neugierig und erhob sich halb von ihrem Sitz, um den Fensterflügel zu öffnen.

Wirklich, der Regen hatte nachgelassen und nur ein Nebel, der aus der halbüberflutheten Landschaft aufstieg, lagerte noch zwischen Schloß und See. Seine Dichtigkeit hinderte den Schall, und nichts von Lärm und Leben drang von unten herauf, bis mit einem Male, wenn auch schwach und gedämpft nur, die Glocke des sich eben nähernden Dampfschiffes vernehmbar wurde. Sie freute sich des Tons und suchte begierig nach dem Schiff, aber nach mehreren Minuten erst sah sie, daß ein dunkelrother Schimmer allmählig und wie mühevoll durch den Nebel brach. Das war das Laternenlicht vorn am Bugspriet, und nun wuchs es und wurde ein Feuerauge. Sie konnte den Blick davon nicht abwenden und hatte das Gefühl dabei, daß das noch unsichtbare Schiff ihr etwas bringen müsse. Was? Nun, zum mindesten ein Zeichen aus der Welt.

Endlich schwieg das Läuten, und sie hörte nur noch den Pfiff und das Zischen des Dampfes, der abgelassen wurde.

Sie schloß das Fenster wieder. Josephine kam, um ihr beim Auskleiden behülflich zu sein, aber Franziska schickte sie wieder fort, weil ihr daran lag, sich ungestört ihren Gedanken und Träumereien überlassen zu können. Alte Bilder zogen herauf und mit ihnen ein Gefühl unendlicher Sehnsucht. Wonach? Wohin? In ihre Kindheitstage zurück? War sie glücklicher gewesen, als sie mit Hannah auf dem Kirchplatze gesessen und hinaufgesehen und die Sterne gezählt hatte? Nein. Unbefriedigt damals wie heute. „Und so haben wir denn nichts sicher, als ein ewig ungestilltes Verlangen?“

Immer leidenschaftlicher und fiebriger drängten sich ihr die Fragen, bis sie zuletzt ermattet einschlief. Aber nicht lange, so war sie wieder wach, warf einen Blick über und trat auf den Balkon hinaus, auf denselben Gitterbalkon, auf dem sie schon einmal, damals von Angst und Schreck wie heute von Unruhe gepeinigt, gestanden hatte. Der Nebel war fort, eine scharfe Luft zog vom Gebirge her, und sie sog die Kühle begierig ein. Ueber einem der bewaldeten Vorberge stand die Mondesichel und an ihr vorüber zogen die Reste der Regenwolken endlos

und in fliegender Hast. Alles war längst still in Schloß und Stadt, nur ein dumpfes Donnern und Draußen traf ihr Ohr, und als sie hinhorchte, woher es komme, sah sie, daß es der unter den tagelangen Regengüssen angeschwollene Bergbach war, der ihr zur Linken über die Klippenwand hin in die Tiefe schoß. Die ganze Wassermasse lag in Nacht und Dunkel, und nur immer auf Augenblicke, wenn die Sichel drüben ihr Licht herüber schickte, leuchtete der Schaum auf. Aber unausgesetzt hörte sie von der Klippenwand her das eintönig mächtige Rauschen und dazu klang es plötzlich und erinnerungsvoll in ihrer Seele:

„Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.“

Es waren dieselben Worte, die damals an jenem ersten Abend in Gräfin Judith's engerem Kreise den alten Grafen entzückt und vielleicht über ihr und sein Leben entschieden hatten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Franziska hatte nach der unruhigen Nacht länger geschlafen als gewöhnlich, so daß, als sie zu später Stunde erwachte, die Sonne bereits hell in's Zimmer schien. Alles war wie verändert und ihre melancholische Stimmung wie mit dem Regen fortgezogen.

Auch die beiden Kranken hatten sich erholt und gingen unter dem Einfluß des Wetterumschlags ihrer Genesung ersichtlich entgegen. Der Graf sah aufrecht in seinem Feldbett, und Thür und Fenster waren geöffnet, um dem Licht überall Zutritt zu gönnen. Franziska versäumte nicht, von der so vortheilhaft veränderten Situation auch ihrerseits Nutzen zu ziehen und über das Schiff und das Feuerauge zu berichten, die sie beide bis in ihren Traum hinein verfolgt hätten. Uebrigens sei sie sicher, daß ihr das Schiff eine Neuigkeit gebracht habe.

„Hat es auch, Fränzl, einen Brief von Judith. Sie kommt und Egon auch, und Beide warten nur noch auf bessere Tage.“

Franziska, während der Graf diese Worte sprach, sah vor sich hin und wechselte die Farbe.

„Du freust Dich nicht?“

„O doch, ich freue mich. Und wie könnt' ich auch anders als mich freuen? Du weißt, wie sehr ich die Gräfin verehere, ja, wie sehr ich sie liebe; Wochen und Tage, die sie mir hätte vergällen können, hat sie mir zu den unvergeßlich glücklichsten gemacht. Ich freue mich wirklich und aufrichtig, und wenn ich doch vielleicht einen Augenblick erschrak, so geschah es in dem Gedanken, aus dieser mir lieb gewordenen Stille plötzlich und unerwartet herausgerissen zu werden.“

Er sah sie scharf an, aber sie hatte durchaus die Herrschaft über sich zurückgewonnen und begegnete ruhig seinem Blick.

„Im Uebrigen,“ nahm der Graf wieder das Wort, während er unter Papieren umhersuchte, die neben ihm auf dem Tisch lagen, „im Uebrigen hat der Brief an mich auch eine Einlage. Da! Schwester Judith scheint sich wie gewöhnlich nicht ganz kurz gefaßt zu haben. Im Briefeschreiben ist sie noch

ganz die Dame des vorigen Jahrhunderts, obgleich sie dem unsrigen angehört und sich sogar den Tag von Austerlitz als ihren Geburtstag ausersehen hat. Beiläufig die wenigst patriotische That ihres Lebens."

Franziska hatte den Brief genommen, augenscheinlich in der Absicht, ihn auf ihrem Zimmer in aller Ruhe zu lesen. Aber Petöfy war andern Sinnes und fuhr fort: "Ich bin neugierig zu hören, was sie Dir schreibt. Es werden keine Staatsgeheimnisse sein, überstieg' es also und laß mich wissen, was ich wissen darf. Nur die Ueberschrift möcht' ich mit eigenen Augen sehen. . . . 'Liebe Gräfin. . . ' Ah, das ist gut; und nun lies."

Franziska nahm den Brief zurück und las:

"Ich bin noch altmodisch genug, meine liebe Franziska, Briefe durch Einlage zu schicken; in meiner Jugend that man dieß oft und gern, jetzt lächelt man darüber. Jede neue Zeit dünkt sich eben klüger als die vorausgegangene. So war es von jeher, und ich entsinne mich, über Vieles gelacht zu haben, was meine Mutter, trotzdem sie doch manches Freiere von England her mit herüber gebracht hatte, noch als einen Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ansah."

"Alltagsbetrachtung!" unterbrach der Graf. "Aber laß uns weiter hören."

"Ich freue mich, daß Dein Leben auf Schloß Arpa Dich so glücklich macht, und find' es klug, daß Du das Ungrißche so gleichsam von verschiedenen Seiten her in Angriff nimmst. Aber wenn Du den Rath einer alten Frau nicht verschmähst, so gehe darin nicht zu weit. Es wird das Klügste für Dich sein, deutsch zu bleiben und das Ungrißche nur so weit gelten zu lassen, soweit es gelten muß. Alles, was in Deinem neuen Leben an Dich herantritt, muß Du freundlich ansehen und ein Wort der Anerkennung dafür haben, auch selbst gegen besseres Wissen, aber Du darfst nicht selbst ungrisch sein oder werden wollen. Es wird Einem ein solches Opfer in den seltensten Fällen gedankt. Und kann auch kaum. Denn so gewiß ein Sichselbstvergessen unser Schönstes ist, so geziemt sich dieß Selbstvergessen doch immer nur im Sinn und Dienste des christlichen Ideals. Wir sollen unser Ich opfern um der erlösenden Liebe willen, das ist etwas Großes, aber wir sollen uns, unser Volk und unsere Sprache nicht aufgeben, bloß um einer andern in gleicher Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit besangenen Nationalität willen."

"Und doch hat sie's gethan. Aber fahre fort."

"Al' das ist weder nach Gottes Gebot, noch nach dem Gesetz der Klugheit, und ich lebe der Ueberzeugung, daß der Herr Curatus von Szegenihaza diese meine Meinung theilen wird. Wär' es anders, so wär' er mehr ungrisch als christlich, was ich nach dem Bilde, das ich in früherer Zeit von ihm empfangen habe, nicht glaube. Der Unglücksfall auf dem See hat mich tief erschüttert, am meisten aber, daß die Gegenwart des Allerheiligsten das Unglück nicht abwenden konnte. Vielleicht daß um Eines Schuld und Missethat willen so viel Unschuldige den Tod miterleiden mußten."

"Judith hat eine Neigung," warf hier der Graf ein, "an den einfachsten Erklärungen vorüberzugehen und immer nach wenigstens einem Geheimniß zu suchen, wenn es ein Wunder nicht sein kann. Das Fährboot kenterte, weil es überladen und der Fährmann betrunken war. C'est tout. Aber laß mich auch den Schluß hören."

"Durch Graf Adam wirst Du, noch ehe Du diese Zeilen liest, von unserer Absicht eines kurzen Herbstaufenthalts auf Schloß Arpa vernommen haben. Wenn ich sage von 'unserer Absicht', so heißt das, Egon begleitet mich. Er wünscht an den Wolfsjagden theilzunehmen, die der alte Graf Pejevics in der Umgegend von Schloß Falcavar und auf seinen Gütern überhaupt abzuhalten gedenkt. Auch der junge Graf, den Du ja kennst, wird, wenn er Urlaub erhält, bei den Jagden zugegen sein. Ich freue mich sehr auf diesen Aufenthalt, den ersten wieder seit nun gerade zehn Jahren. Wohl ist es wahr, die Stätten unserer Jugend bleiben uns allezeit theuer und wir hängen daran mit der Kraft einer ersten Liebe."

"Sage dem Pfarrer meinen Gruß, ebenso dem alten Toldy. Sowie der Regen nachläßt, den wir hier unausgesetzt seit fast zwei Wochen gehabt haben, brechen wir auf. Ein Telegramm meldet euch zuvor noch Bestimmtes und wenn nicht die Stunde, so doch den Tag unserer Ankunft. In herzlichster Ergebenheit
Deine

Judith v. Gundolskirchen,
geb. Gräfin Petöfy."

Franziska legte den Brief aus der Hand und sagte: "Wie liebenswürdig! Und am liebenswürdigsten da, wo sie mich tadelt. Ich glaube, daß sie Recht hat und daß es in der That eine Gefahr in sich birgt, sich irgendwo gewaltsam einbürgern zu wollen. Ich muß Alles mehr abwarten lernen. Das aber überrascht mich doch, und Du selbst, Petöfy, schienst etwas derart andeuten zu wollen, die Gräfin, Deine Schwester, so wenig ungrisch zu sehen, trotzdem sie doch ihrer ungrischen Jugendtage mit Vorliebe zu gedenken scheint. Ist sie deutsch geworden ihrem deutschen Eheherrn oder einfach ihrem deutschen Namen zuliebe?"

"Weder das Eine noch das Andere. Kirchliche Leute haben eben die Kirche. Die bedeutet ihnen Heimat und Vaterland und nur die. Die Nationalitäten sind ihnen nichts und empfangen ihre Schätzung erst aus der Frage, wie weit sie der Kirche dienen oder nicht. Uebrigens ist Judith nach Art aller Langsamen und Schwerfälligen auch rascher Entschlüsse, ja vollkommener Ueberhaftungen fähig, und da wir, wie der Augenschein, Gott sei Dank, zeigt, seit sechs Stunden ein anderes Wetter haben, so können wir sie nach sechs mal sechs Stunden erwarten. Ich werde mich also von heut an in Papier Fayard wickeln und mit meinem Nest von Hüftweh wenigstens so weit aufzuräumen suchen, um die Häuser Gundolskirchen und Asperg auf gut ungrisch empfangen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Deywall.

(Fortsetzung.)

Dreundzwanzigstes Kapitel.

Sie — das ist ein Ganzer,“ sprach Marie in ihrem wohlverwahrten Zimmer zu Elisabeth. „Zu dem langen Better gratulire ich.“

„Ich ersticke!“ rief Jene und machte sich eilig von ihren Tüchern und Schleiern frei und schien in ihrem Eifer der Freundin Worte ganz zu überhören.

Sie warf den Turban weit von sich.

„Welch' eine Komödie!“ fuhr sie in Erregung fort, „und welche Menschen! . . . Weißt Du, daß ich mir ganz seltsam vorzukommen beginne in meiner Rolle?“

Marie war ihr beim Auskleiden behülflich.

„Schaff' nur erst die Vermummung herunter und trinke ein Glas Limonade oder Wein, dann gibt sich das.“

„Nein, klares, kaltes Wasser . . . Asta, gib mir Wasser!“

Marie sah die Aufgeregte ein wenig lauernd von der Seite an. Was nur versetzte sie in diesen ungewohnten Zustand? — Begann sie sich zu akklimatisiren, war ihr das Kostüm der Begum wirklich zu unbequem, oder war nicht vielmehr die innerliche Erregung an dieser Stimmung schuld?

Sie war klug, sie ließ sie trinken und in ihre leichten, weichen Gewänder schlüpfen, ohne ein Wort zu sagen oder eine Bemerkung zu machen.

„Weißt Du, Marie — bisweilen denke ich . . .“ — sie stockte — „die Luft wird mir hier zu eng!“

„Es ist auch heute Abend ganz besonders schwül und noch dazu in dem Salon vorn, mit den vielen Menschen zusammen . . . Uebrigens muß ich sagen — Du hast sie weidlich schwitzen lassen.“

Sie öffnete ein Fenster und sah hinaus.

Elisabeth stand nachdenklich da und schaute in das Licht, um welches eine Motte schwirrte, die Brauen zusammengezogen, starren Blickes. Sie war offenbar im Innern tief bewegt, — wie Wehmuth lag es um ihren Mund.

Marie wandte sich herum. — Wie seltsam sie ansah, wie der ernste Ausdruck ihres Gesichtes mit der Schminke kontrastirte!

„Liesel!“ rief sie aufmunternd.

Jene schrak zusammen.

„Geh' — mach' Dich sauber . . . Ja, was ist Dir nur heute Abend?“

„Ich weiß nicht, — ich bin so seltsam bewegt,“

versetzte Jene und flüchtete an ihren Waschtisch, wo sie anfang das Gesicht mit Coldcreame vorsichtig abzureiben. „Fast möchte ich meinen, ich bin meiner Aufgabe nicht gewachsen. Ich bin wie zerschlagen und komme mir vor, als thäte ich im Grunde ein großes Unrecht.“

„So muthlos, Liesel . . . ei, ei!“ sprach Marie theilnehmend, aber heiter und aufmunternd, denn sie fühlte recht wohl, es war ein Moment der Schwäche, welcher die Freundin anwandelte, und es war an ihr, ihr beizustehen.

„Du thust nichts Unrechtes, wenn Du ein wenig Komödie spielst in dieser Komödie der Welt. Du kannst auch jetzt nicht gut zurück; das hieße alle Fäden verwirren . . . Wenn Du glaubst, Deinen Zweck erreicht zu haben, dann allein darfst Du an den Rückzug denken.“

„Das habe ich leider nicht, — ich bin öder im Kopfe wie je,“ erwiderte Elisabeth, die letzten Spuren der Schminke entfernend.

„Ich gebe zu — die Rolle ist etwas monoton und unvortheilhaft, aber doch immerhin dankbar und effektvoll, namentlich wenn man sie so zu spielen versteht, wie Du.“

„Du spottest.“

„Keineswegs. — Du hättest Dich nur einmal sehen sollen als Friedensengel vorhin! . . . Ich war Publikum, die einzige Unbetheiligte obendrein. — Du zogst am Faden und sie tanzten, — ach und wie!“ Elisabeth hatte ein leichtes Hauskleid übergeworfen und setzte sich langsam in die Sophaecke.

„Hast Du Kopfschmerz?“ fragte Marie besorgt, indem sie schnell den Ton wechselte.

„Nein, mein gutes Herz — das wäre auch das Wenigste! — Hier sitzt's!“ — sie deutete auf das Herz. — „Ich bin bekümmert, ich kenne mich nicht aus.“

„So theile Dich mit, vielleicht kann ich Dir helfen.“

„Mein Urtheil wechselt allemal, so oft ich meine Verwandten sehe; ich gewinne keine feste Ueberzeugung und bekomme dadurch keinen Anhalt für die Zukunft. — Die Komödie dünkt auch mich nutzlos und deßhalb ein Unrecht gegen Alle.“

„Nicht doch. — Du verlangst zu viel, mein Schatz. Menschen lernt man nicht in drei Tagen kennen, da muß man sie erst ordentlich zusammenschütteln — hab' nur Geduld.“

„Zum Beispiel mein Onkel Konrad. — Ich glaube wirklich, daß ich dem im Herzen Unrecht that. — Es sind doch manche achtbare Seiten an dem“

selben, die ich zuerst nicht herausfand. Nun mache ich mir Vorwürfe, ihn ungerecht beurtheilt zu haben, und dennoch warnt mich eine innere Stimme. Sahst Du nicht heute?"

"Verzeih', aber ich bitte Dich — sei nicht zartfühlender, Lisel, als Du mußt, denke an die Vergangenheit und laß Dich nicht blenden, welcher Mensch hätte nicht zum mindesten eine gute Seite!"

"Deren weiß ich zwei bis jetzt: den Onkel Leopold und den ehemaligen Diplomaten."

"Du bist nicht ganz gerecht; — der Onkel hat eine brave Tochter und der Better Egbert einen Orden; außerdem macht der Gute einen bemerkbaren Ansaß, mir die Cour zu schneiden."

"O scherze nicht, — mir ist gar nicht darnach zu Muth."

"Gut, ich will ernst bleiben, ganz ernst. — Aber sage mir, entdecktest Du nicht auch sonst noch Manches, was Deinem guten Herzen Freude machte?"

"Gewiß und ich danke dem Himmel dafür: der Lieutenant zum Beispiel ist ein braver, kerniger Mensch, auf den ich Verlaß. Ich habe ihm und Helene heute Abend deßhalb auch eine Freude gemacht, er wird wieder reiten können."

"Das ist brav von Dir!"

"Und dann, Helene — ich könnte das Mädchen lieb haben wie eine Schwester. — Selbst Karola gewinne ich bessere Seiten ab. Dagegen ist mir Frida in hohem Maße unsympathisch."

"Eine Null — nur ein wenig albern obendrein."

"Sie, der Onkel Leopold und Egbert sind mir gleich zuwider."

"Bliebe noch der Doktor," half Marie ein, als Elisabeth eine Pause machte.

"Ueber diesen konnte ich mir ein Urtheil noch nicht bilden," versetzte sie ernst.

"Desto fertiger scheint mir derselbe mit seinem Urtheil über Dich zu sein: er trumpfte die alte Tante wacker ab."

"Das fand ich sehr in der Ordnung."

"Ich auch. — Und nach der Freundin mit dem blauen Kleide erkundigte er sich mit einer sehr auffallenden Hartnäckigkeit — ein so ernster Mann wie er — hm! hm!"

"Sein Ernst gefällt mir und, aufrichtig gesagt, auch seine äußere Erscheinung."

"Gottlob! Dann ist ja meine Sünde wohl nicht so groß!" rief Marie und klatschte in die Hände.

"Welche Sünde — von was sprichst Du?" fragte Elisabeth erstaunt.

"Verzeih' mir, — aber ich konnte seiner dringenden Bitte nicht länger widerstehen, — ich gab ihm ein Versprechen."

"Du?" fragte Elisabeth sich aufrichtend.

"Geh', — laß uns noch ein wenig durch die Stadt fahren. Es ist noch nicht zehn Uhr, da gibt's noch Wagen. Unterwegs erzähle ich Dir Alles, — eine Beichte, Schatz."

"Das klingt ja sehr mysteriös. — Gut, fahren wir!"

*

Der Lieutenant schritt an des Doktors Seite die Straße hinab.

"Eine seltsame alte Frau, unsere gemeinsame Tante," sprach der Letztere.

"Ja, sehr seltsam!" bejahte Egon, welcher ein wenig zerstreut war, da er nur an seinen Pferdehandel dachte. In seiner Tasche brannte der Schein, er fühlte ihn ordentlich warm auf der Brust, ein Bon von zweitausend Pfund Sterling, sage vierzigtausend Mark und darüber. Da sollte ein armer Lieutenant, der stets schwimmen muß, um nicht zu ertrinken, wohl nicht zerstreut sein, dazu die Passion für Pferde und Reiten!

"Im Grunde übrigens wohl eine gutmüthige, nur ein wenig unzurechnungsfähige Person," fuhr der Doktor fort.

"Ja — anfangs mochte ich sie nicht leiden; sie schrieb sehr prätentöse Briefe und pochte stark auf den Beutel, aber ihr Herz ist gut, wirklich sehr freundlich" — er dachte an das Geld und an die Gelegenheit, die sie ihm verschafft hatte, Helene zu umarmen — „auch gar nicht nachtragend."

"Wie sie heute das Stückchen Versöhnung spielte! — Leider glaube ich, wird die Mahnung zum Frieden nicht lange vorhalten."

"Auf Ehre! Das glaube ich selbst. — Im Grunde ist es ein Skandal unter Verwandten, eine solche Narrheit. Anstatt zusammenzuhalten, feinden wir uns an."

"Die alte Veier, Better, gleiche Pole stoßen sich ab."

"Aber ich meine, wir sind so ungleich wie nur möglich."

"In vielen Beziehungen ja, in anderen nicht. Vor Allem bedenke, daß man mit seinen nächsten Verwandten viel schärfer in's Gericht zu gehen pflegt, als mit Fremden."

"Na, wir Beide wollen Frieden halten."

"Von ganzem Herzen und hoffen, daß allmählig ein anderer Wind weht zwischen den beiden Häusern! — Uebrigens eine sehr charmante junge Dame, die Gesellschafterin der Tante. — Es scheint, daß sie sie vollständig auf gleichem Fuße behandelt."

"O! — eine sehr gute Person und sehr hübsch," bestätigte Egon. "Sie ist gewissermaßen das gute Prinzip, die Vermittlerin."

Des Doktors Gedanken sprangen schnell von der Gesellschafterin zu der Freundin im blauen Kleide über, deren Erscheinung einen so lebhaft und nachhaltigen Eindruck auf den ernstesten Gelehrten gemacht hatte. Er wurde nun seinerseits einhellig. Er dachte an das Versprechen Mariens, in nächster Zeit mit der Dame, welche er meinte, in's Theater zu kommen. Er hatte Jene nur einmal und flüchtig gesehen, aber es gibt Personen, welche einen solchen Zauber durch ihre ganze Erscheinung ausüben, daß Der, welcher von demselben betroffen wird, die Wirkung nachempfindet.

"Hier muß ich mich empfehlen," sprach Egon an der Ecke der Schloßstraße. Sie drückten sich die Hände und schieden. — Giltigen Schrittes begab sich der Dragoner in den Klub, während der Doktor noch in die Hofkonditorei am Markte trat, eine Zeitung ergriff und las und eine Tasse Thee trank. Mittlerweile suchte Egon den Käufer seines Pferdes auf. Er hatte Glück, er fand denselben beim

L'Hombretisch als Zuschauer und begann damit, denselben in eine Ecke zu ziehen. Der Rückkauf wurde perfekt um fünfhundert Mark Neugeld, und beide Theile waren zufrieden; Der, welcher das Geld erhielt, weil er ein schnelles lukratives Geschäft gemacht hatte und wegen der Entdeckung, die er heute gemacht, daß Dagomar ein Pferd sei, welches eine andere Führung brauche als die seine. Egon, weil er seinen Liebling wieder hatte.

Am nächsten Morgen begab sich der Dragoner zum Bankier, zog sein Geld und reiste nach Berlin. Wenige Tage darauf stand im „Sporn“ die Nachricht, daß Lieutenant von Steinfurt dem Grafen Kramstein den berühmten Pierrot abgekauft habe, — vom Boucanier aus der Nachtigall — daß derselbe um fünftausend Thaler in seinen Besitz übergegangen sei.

Von nun an standen neben den beiden Dienstpferden wieder zwei Kener dort unten im Stall, herrliche Thiere, welche dem Dragoner Arbeit genug verschafften und sein Stolz und seine Freude waren. Die Seinen waren erstaunt, wie Egon zu dem Gelde kam; er aber spielte dem Gebot der Tante gemäß den Schweigsamen. Als er Jener den Rest des Geldes ausshändigen wollte, ließ sie ihn nicht vor, schickte aber ihre junge Dame, welche mit einem bezaubernden Lächeln erklärte, die Tante sei sehr zufrieden über die racers und mache ihm das Uebrige zum Geschenk.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Trotz der warmen Jahreszeit, welche sonst die Menschen in's Freie lockt, war heute das Theater beinahe bis auf den letzten Platz gefüllt, denn man gab die Hugonotten, mit Herrn Siehr aus Wiesbaden als Gast. — Das große Haus mit seiner Fülle von Licht, seinen vergoldeten Logenreihen in Weiß und Grün, den prachtvollen Deckengemälden und dem glänzenden Publikum, welches aus Rücksicht für den Hof im Parket und in den beiden ersten Ranglogen in großer Toilette erschienen war, gewährte einen ebenso belebten, als zauberischen Anblick.

Die Duvertüre hatte noch nicht begonnen, die Musiker stimmten diskret die Instrumente und in den Logen unterhielt man sich, als die Thüre einer Proszeniumsloge im ersten Range sich öffnete und zwei Damen im Hintergrunde derselben sichtbar wurden, welche sich orientirten und vorn an der Brüstung Platz nahmen. Sie legten Gläser und Zettel nieder, zogen dann aber sogleich die Stores von grüner Seide empor, so daß fast nichts von ihnen zu sehen war im Publikum; die unbestimmten Umrisse eines Gesichts, ab und zu ein weißer Arm, welcher das Glas zum Auge führte, oder der Schimmer eines hellen Gewandes.

Trotzdem sie sich aber so verbargen, waren die Damen jung und schön und niemand Geringeres, als die Erbtante, welche, die häßliche Puppe abstreifend, heute zum ersten Male als Schmetterling in's Theater flatterte — und deren Freundin.

Sie hatten heute Beide sorgfältig Toilette gemacht, als ob sie gefallen und gesehen sein wollten, und wenn sie jetzt Versteck spielten, so beabsichtigten

sie weniger dem Publikum ihren Anblick zu entziehen, als den Künstlern, denn sie konnten nicht wissen, ob nicht Kollegen unter ihnen wären, alte Bekannte von Wien, Brünn, Bern oder Köln, welche ihnen Verlegenheiten bereiten konnten. Ihre Wangen waren geröthet unter einem Hauch von Belouine und ihre Augen blickten lebhafter; das rasche Künstlerblut kam in ihnen in Fluß, als sie das Stimmen der Instrumente vernahmen und die animirten Zuschauer erblickten; sie hatten Beide ein wenig das Gefühl wie das Schlachtroß, welches die Trompete hört, — besonders Marie.

„Welch' ein prächtiges Haus!“ sprach sie lebhaft vor sich hin, indem sie Platz nahm und mit einem Blicke das Ganze überflog.

„Schön — sehr schön!“ bestätigte Elisabeth mit einem tiefen Athemzuge, einem Zwickern ihrer dunklen Sammetaugen, ganz geblendet von dem Licht und dem Glanz überall.

„Mir geht's durch alle Aern!“

Elisabeth sah sie an und lächelte.

„Du stündest wohl lieber dort hinten an den Gucklöchern, als hier in der Loge zu sitzen?“ fragte sie, ihr in's Auge sehend.

„Ja, beim Himmel, — es packt mich! . . . Ich wollte den Leuten schon etwas vorsingen; so recht aus Herzenslust. Aber hernach wollt' ich wie eine Fürstin, die eine Gunst gewährte, den Plunder abwerfen und wieder hieher zurückkehren,“ versetzte Marie mit Feuer. „Spürst Du nichts, Lisel?“

„Das schon; — so ein wenig pocht's hier auch,“ sprach diese mit einem Schatten wehmüthiger Erinnerung auf der klaren Stirn. „Lang, lang ist's her!“

„Vorbei! — Ja . . . Doch was schadet's, hattest auch Deine liebe Noth dabei . . .“

„Freilich, mein Liebling, aber trotzdem, um Vieles möchte ich die Erinnerung daran nicht missen,“ versetzte Elisabeth beinahe ernst.

Die Duvertüre begann, hinter den Stores verborgen durchforschten die beiden reizenden jungen Damen mit ihren scharfen Augen und Gläsern das ganze Haus.

Ihnen gegenüber — sie saßen rechts — war eine Loge, in welcher sich nach und nach einige Kavallerieoffiziere einfanden, unter diesen entdeckten sie den Hübschen, einen von denen, welche ihnen neulich Abends so lästig gefallen waren, — die Anderen nannten ihn den Beau — und Lieutenant von Rothkirch von den Husaren. Letzterer lehnte träge in seiner Ecke und verbarg einige Male ein Gähnen hinter der vorgestreckten Hand. — Elisabeth und Marie machten sich gegenseitig auf dieselben aufmerksam.

In der großen Mittelloge saßen einige Herren vom Hofe, Kammerherren und Generale, auch etliche Damen, tief dekolletirt; Alle ein wenig im Hintergrunde, wie Wandverzierungen, während die vergoldeten Sessel vorn noch leer waren.

Es kamen immer noch Leute; hie und da klopfen die Sessel und wurden unfreundliche Blicke geworfen auf Solche, die zu spät kamen, anderen Leuten den ruhigen Genuß störten und sie derangirten. — Gegen Ende der Duvertüre sprach Marie ein leises:

„Da ist der Better! . . .“

Richtig, er war es, der Doktor Rudolph, dessen hohe, stattliche Gestalt aus dem Schatten sich löste, in den Lichtkreis trat und still auf seinem Eckplatz in der dritten Reihe Platz nahm.

„Er ist offenbar gelaufen. — Sieh' nur, er wischt sich die Stirn,“ neckte Marie.

„Er kommt vielleicht von einem Patienten.“

„Wie glücklich wird er sein, Dich hier zu finden!“

„Ob er es wird, ist noch sehr die Frage.“

„Auf dem Zettel steht Niemand . . . ich sehe keinen Bekannten.“

„Es kommen auch noch andere Leute auf die Bühne, also Vorsicht.“

„Chor und Ballet, — ei freilich, aber davor lebe ich ohne Furcht.“

„Du siehst, der Better denkt gar nicht an uns, — er schaut sich nicht einmal um.“

„Denn er liest den Zettel und ahnt nicht sein Glück.“

„Ich glaube und hoffe aufrichtig, der Better sei kein Mann, der sich in das erste beste glatte Gesicht verliebt.“

„Du, — dann that es ihm das blaue Kleid an; das wäre noch schlimmer.“

„Ich würde es ihm schenken, stülte das sein Verlangen.“

„Schweig' still — jetzt geht es los!“

Der Vorhang rauschte empor, das Stück begann.

Unten saß der Doktor, ein wenig erhitzt vom eiligen Gehen, — er war in der That noch bei einigen Patienten gewesen, er liebte es nicht, zu spät zu kommen — und schaute unverwandt auf die Bühne. Dasselbe that Marie, während Elisabeth, trotzdem sie seit Langem diese Oper nicht mehr gesehen hatte, aufmerksam den Better beobachtete, allerdings mit ganz anderen Empfindungen und Absichten, als sonst eine junge Dame mit empfänglichem Gemüth einen so imponirenden und wohl aussehenden Herrn zu betrachten pflegt. Was den ersten Eindruck anbelangte, so hatte ihr der Doktor von allen ihren männlichen Verwandten am besten gefallen, sowohl was sein Aeußeres anbetraf, als vor Allem auch sein ruhiges, bestimmtes und reservirtes Auftreten.

Der war nicht der Mann, welcher sich einer alten Frau gegenüber etwas vergab um ihres Geldes willen, der wahrte seine Würde, der war mit einem Worte ein Mann. Aber er schien ihr ein wenig eingenommen von sich selbst und ironisch. Vielleicht war er ein Spötter, vielleicht sogar hart, wie so manche von den Männern, welche den Verstand allein walten lassen, ohne das Herz . . . Aber nein — freimüthig und erwärmend war der Schein, der bisweilen aus seinen dunklen Augen fiel, und wie angenehm und sonor der Klang seiner Stimme! — Er hatte ihr gefallen; sie steckte hurtig ihre Laterne an und suchte wieder Menschen. Bloß das Eine machte sie stugig, — aber wie viel Neckerei seitens Marie mochte dabei im Spiele sein, — daß Better Rudolph, der stolze Frauenverächter, nämlich urplötzlich ein solches Interesse zeigen sollte für eine Person, welche er nur einmal flüchtig im Leben gesehen hatte. — Nicht einmal der mildernde Umstand,

daß sie selbst der Gegenstand dieses plötzlichen Gefallens war, konnte ihr als Entschuldigung gelten, denn wer überhaupt so etwas vermag, der thut und that es schon öfters, der wird es auch wieder thun und mit derselben Leichtfertigkeit, — der war nach ihren Begriffen überhaupt kein zuverlässiger Mensch und nach solchem suchte sie ja eben. Darum richtete sie ihr Glas auf ihn, betrachtete sie ihn mit großer Aufmerksamkeit und vertiefte sich so, daß sie gar nicht einmal den Schalk bemerkte, der in Mariens Augen und um ihren Mund zum Vorschein kam. — Sie studirte Gesicht und Haltung; er war wirklich ein schöner, nein, das nicht, aber ein stattlicher Mann, mit einem guten, charaktervollen Gesicht, der Ausdruck war gewinnend, ruhig, ernst, ein wenig gehoben jetzt. Offenbar entzückte ihn die Musik. Schön gewachsen war er auch, schlank und dabei breit in den Schultern, seine Bewegungen entbehrten nicht einer gewissen Amuth oder vielmehr Grandezza. Aber darauf kam es ja nicht an, sie wollte sich ja nicht in ihn verlieben, sie suchte nur eine Stütze; er war ja auch ihr Verwandter, — sie wollte nur erpähen, ob er irgend etwas thäte, was ihr mißfiel oder Verdacht gegen seinen Charakter erregte. War er leichtfertig, liebte er heimlich die Frauen, die er offen verleugnete, dann fand sie hier Gelegenheit, dieß zu bemerken, dann konnte sie vielleicht eine oder die andere Entdeckung machen, — sie kannte ja die Männer. Aber der Doktor rührte sich nicht.

Hätte sie es nicht gewußt aus eigener Erfahrung, sie hätte bloß den schönen Weiteroffizier da drüben zu beobachten brauchen, den Beau; der kokettirte nicht nur nach der Bühne hinüber, wo sein pantomimisches Fernsprechen bereits von etlichen jungen Damen bemerkt wurde, sondern hatte offenbar auch Beziehungen im Publikum, und namentlich dort oben, dem Himmel nahe.

„Ich sehe Niemand von unseren Bekannten, selbst nicht beim Chor,“ unterbrach sie die Freundin endlich in ihren Betrachtungen. „Ich bitte, wollen wir uns nicht ein wenig demaskiren? — Wozu haben wir uns denn sonst so in Gala geworfen? — Was haben wir zu fürchten?“

Anstatt der Antwort schob Elisabeth die grüne Seide etliche Hände breit herunter, während Marie sie ganz entfernte und nun frei, im hellen Lichte dasaß.

„Er schaut gar nicht auf, Dein Better,“ sprach sie nach einer Weile anscheinend ungeduldig.

„Das gefällt mir von ihm; er geht in's Theater, um Musik zu hören und nicht um Thorheiten zu machen.“

Die beiden neuen Erscheinungen, welche ganz allein die Proszeniumsloge inne hatten, wurden sehr bemerkt und betrachtet, und nicht nur aus der Offiziersloge und Hofloge, denn sie waren jung, reizend und distinguirte. Es amüßte die lebhaftere Marie ungemein, ein solches Gefallen zu erregen, ein wenig auch die heute in nachdenklicher Laune sich befindende Elisabeth, doch schienen sie Beide natürlich gar nichts davon zu bemerken.

Als der erste Akt zu Ende war, setzte sich ein unbekannter Herr zu dem Better Rudolph unten; sie

unterhielten sich angelegentlich in der Zwischenpause, dabei war das Gesicht des Doktors ihnen zugewandt.

„Er ist wirklich ein lieber Fraß,“ sprach Marie neckisch, „nur leider ein wenig kurzfristig. Wir werden gehen müssen, ohne von ihm bemerkt zu sein. Er ahnt gar nicht, wie nahe ihm sein Glück.“

„Das wäre mir leid,“ versetzte Elisabeth mit voller Natürlichkeit, „denn ich machte gern mit ihm ein wenig nähere Bekanntschaft. Sollte er uns aber dennoch bemerken und uns mit seiner Gegenwart beehren, dann vergiß nicht, wer ich bin.“

„Ganz gewiß nicht! Ich werde nicht aus der Rolle fallen; — Fräulein Elise Wild aus Wien, wenn ich nicht irre?“

„Zu dienen, meine schöne Dame.“

Der Doktor hätte vielleicht im Leben nicht aufgesehen, wäre es nicht plötzlich neben ihnen etwas laut geworden in einer Loge, die sie nicht sehen konnten, da die hohe Zwischenwand sie ihren Blicken entzog. Es sprachen einige Herren dort lebhafter, als gerade üblich ist in solchen geheiligten Räumen. Beide Damen horchten auf: eine auffallend dünne, nasale Stimme und eine andere, die ihnen ebenfalls bekannt vorkam.

Die Leute sahen herüber und herauf, unter diesen auch der Doktor. Und nun plötzlich gewahrte er die Damen dort oben und erkannte sie... Er brach das Gespräch mit dem Unbekannten plötzlich ab und machte Miene, sich zu erheben. In demselben Moment aber rauschte der Vorhang abermals herauf, der zweite Akt begann.

Die Beobachtungen wurden fortgesetzt, aber mit etwas mehr Heimlichkeit und Vorsicht. Elisabeth bemerkte eine gewisse Unruhe an dem bisher so feierlich dastehenden Doktor, und daß er einige Male verstohlen herüberblickte, war ganz offenbar. In Folge dessen wagte sie ihr Ausschauen nicht in demselben Maße fortzusetzen wie vorhin. Marie observierte die Bühne und ihre Freundin zugleich, aber da diese jetzt ebenfalls mehr nach den Schauspielern sah, mußte sie ihre Neugierde bezähmen. Das herrliche Spiel und der prächtige Gesang Marcel's nahmen außerdem ihr Interesse mehr und mehr in Anspruch. So verging der zweite Akt.

Im nächsten Zwischenakt erhob sich der Doktor, blickte herüber, verbeugte sich und verließ dann den Raum. Er begab sich hinauf, um die Damen zu begrüßen. Im Foyer des ersten Ranges begegnete er seinem Vetter, dem Diplomaten, und Lieutenant von Pfeil.

„So schweigen Sie doch still — muß Sie sonst schneiden,“ sprach der Kleine ärgerlich. „Habe eben erst fünf Tage Stubenarrest gehabt Ihretwegen, und nun fangen Sie schon wieder Dummheiten an.“

Sie standen abseits etwas, neben der Garderobe, und der kümmerliche sprach so leise, wie ihm möglich war in seinem Zorn. Ihre Stirnen waren geröthet, — sie kamen offenbar von einem Diner, wo es scharf hergegangen war.

Der Assessor sah verstört und wüthend aus, biß die schmalen Lippen zusammen und starrte zu Boden.

„Ist vielleicht eine Perle, dieses Fräulein Salomon,“ fuhr der Lieutenant fort mit einem etwas

lauernden, sarkastischen Gesicht, „haben doch allemal einen verd...ten Anlauf, Steinfurt, erst die Tante...“

„Hol Sie der Böse!“ fuhr der Andere auf, da sah er den Doktor und froh, einen Grund zu haben, seinem Quälgeiste zu entfliehen, wandte er sich sofort an diesen. Er reichte ihm sogar die Hand und bemerkte nicht, wie kühl sie ergriffen wurde. Er fragte, wo der Vetter hin wollte, und erfuhr, Fräulein Werner und eine Freundin derselben säßen nebenan in der Loge, er beabsichtige sie zu begrüßen.

Der Assessor stutzte zuerst und wurde dann plötzlich sehr roth und nachdenklich; es flackerte auf, wie ein Licht in seinen Augen, diese wurden beinahe stehend.

„Fräulein Werner... hier?“ fragte er mit Interesse. „Ich gehe mit!“

Dem Doktor konnte gar nichts unangenehmer sein, als diese Begleitung, um so mehr, als der Vetter stark nach Wein roch und die Spuren einer starken Libation in seinem Aeußern zeigte. Er machte deshalb eine stumme Geste, zog die Brauen fest zusammen, sprach aber kein Wort und schritt voran.

In der Loge war man auf sein Kommen gefaßt, nicht aber auf das eines zweiten Herrn. Die freundlichen Gesichter nahmen sogleich einen ganz andern Ausdruck an, als man den Assessor hinter dem Doktor erblickte. Dieser selbst prallte nicht wenig zurück, als er Elisabeth sah, und wurde abermals sehr roth... Verflucht!... jene Freundin, war das nicht eine alte Bekannte und noch dazu eine, die ein Lied von ihm zu singen wußte? — Oder täuschte er sich?... In der That, die Aehnlichkeit war groß... aber nein... sie war es doch wohl nicht... unmöglich, sie war stärker und sah bedeutender aus, als die Luz aus Bern.

Der junge Herr war gewöhnt an allerhand Stöße und Tücken des Schicksals und hatte gelernt, denselben zu begegnen. Auf alle Fälle wappnete er sich mit Frechheit: unschuldig thun, nichts wissen, das war das Beste, was er thun konnte. Wenn sie es war?! — Sie war übrigens verteuftelt hübsch geworden, fast noch hübscher, als die Gesellschafterin der Tante. Aber wo sollte eine so unbedeutende, tugendhafte Sängerin, wie die Lisa, die ihn damals hatte so abblitzen lassen, zu solchen Brillanten kommen, wie Jene an den Handgelenken und in den Ohren trug — ganze Funken garben schleuderten dieselben bei jeder Bewegung.

Er nahm sich zusammen, richtete sich auf und verbeugte sich untadelhaft.

„Ich bin entzückt, Sie hier zu sehen,“ sprach er zu Marie gewandt, „darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mich bekannt zu machen?“

„Herr Assessor von Steinfurt — meine Freundin Elise Wild,“ sprach Jene mit einer kleinen Handbewegung, vollständig in ihre Rolle eintretend. „Ein Nefse von Mrs. Macduff,“ fügte sie hinzu.

Die Freundin verneigte sich leicht, lächelte ein wenig und sprach ihre Freude aus, den Herrn kennen zu lernen, ebenso, wie sie das soeben dem Doktor gegenüber gethan hatte, und das so fremd, so unbefangen und mit einem solchen prononcirten Anflug

von Wiener Dialekt, daß dem Assessor ein Stein vom Herzen fiel und er sich sagte: „Ach Thor! — wo hatte ich denn nur meine Augen? Wo ist denn das die Lisa?“ Er bekam sofort seine ganze Unbefangenheit und damit seine Gnade zurück. Da der Platz hinter der Fremden Sessel bereits vom Doktor eingenommen war, nahm er, ohne dazu aufgefordert zu sein, hinter der Gesellschaftsdame Platz und begann sofort ihr halblaute Komplimente über sie selbst und ihre Freundin zu machen.

Marie rückte unwillkürlich ein wenig beiseite; sein Athem roch wie Fusel, seine Atmosphäre betäubte sie förmlich, aber sie hielt wacker Stand und ließ sich nichts merken. Sie war sogar artiger zu ihm wie sonst, denn dieser Augenblick war für sie von hohem psychologischem Interesse, um jeden Preis wollte sie eine Störung verhindern: dort der ernste Doktor, in dessen Innerem sie so etwas wie einen Vulkan witterte, und hier der ehemalige Courmacher, dem Elisabeth eine so warme Erinnerung bewahrte. — Das reizende Geschöpf dort drüben, Besitzerin von fünf Millionen Thalern und eines so lieben, treuen und anspruchslosen Herzens und zugleich die Erbtante, die ehemalige dramatische Sängerin Lisa Luz, augenblicklich ihre Freundin Elise Wild aus Wien, wohnhaft in Blauwitz bei Bekannten und im Hotel Bellevue unter dem Namen Miß Herford bekannt — wahrhaftig, das war amüsant! Da hieß es Komödie spielen, zeigen, daß man etwas Tüchtiges gelernt hatte.

Und wenn nun gar noch eine Neigung mit in's Spiel käme? Unsinn!... Elisabeth sprach so ruhig, freundlich, so unbefangen mit dem stattlichen Better, daß sie sich sagen mußte, sie hätte Chimären nachgegangen. Wenn der Doktor auch ein erhöhtes Interesse spürte für das schöne Mädchen, von ihrer Seite mißachte sich die Liebe nicht ein; so blickt und spricht keine Frau, deren Herz nicht vollständig frei ist.

Mittlerweile ließ der Diplomat alle Mienen springen, um sich bei ihr interessant zu machen, und da sie dazu ihre Gründe hatte, so ging sie mit großem Interesse anscheinend auf seine Gespräche ein.

Der Erfolg gibt Zutrauen, — der Diplomat ward immer berebter und kühner, als wollte er das Herz der Dame im Sturm erobern, der Ärmste, — er hatte wohl alle Ursache dazu, denn seine Gläubiger sängen an ihn grausam zu torturiren, mit demselben Raffinement wie seinen Vater, nur daß sie eine andere Methode bei ihm befolgten, als bei Jenem. Während er Gesichter schnitt, bald seine Stimme zu einem Flüstern herabsinken ließ, das beinahe vertraulich klang, bald erhobenen Tones von seinen Borzügen und Abenteuern sprach, sah drüben der Doktor, den Hut zwischen den Händen, auf seinem niedrigen Fauteuil, und sprach mit Elisabeth, welche sich ein wenig nach rückwärts gewandt hatte, so daß sie im Halblicht dem Doktor fast den vollen Anblick ihres Gesichts gönnte. — Er war nicht gerade berebt, nur seine Augen waren es wider Willen, denn in seinem ganzen Leben hatte er kein weibliches Wesen gesehen, das einen solchen sympathischen und fesselnden Eindruck auf ihn gemacht hätte.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 16.

Er hatte ihr gesagt, daß er neulich das Glück gehabt hätte, sie in einem Handschuhladen zu sehen. Sie hatte gelächelt und erwidert, sie glaube sich seiner ebenfalls zu erinnern. Dann hatte er von Marie gesprochen und von seiner Tante, und daß er erfahren habe, sie sei zum Besuch hier bei Freunden in Blasewitz, und hatte nicht ohne Geschick die Frage einfließen lassen, wie lange sie hier zu bleiben gedächte.

„Noch etliche Wochen — so lange es ihr gefiele,“ erwiderte Fräulein Wild. Sie sah, wie sein ernstes, dunkles Auge aufleuchtete und wie seine große, schlante Hand mit der Grandezza eines Türken über den dicht gekräuselten, aschblonden Vollbart strich, — ein Zeichen des Behagens, des Beifalls gleichsam. Sie unterdrückte nur schwer ein Lächeln. — Wenn du ahntest, Better! — Hast du denn keine Tante daheim, eine Alte aus Indien, mit einem lächerlichen Turban, eine Tonne, mit einem Baß und rollenden, stupiden Augen? — Doch so ein ernster, wahrhafter Mann, wie konnte der ahnen, daß man mit ihm Komödie spielte, ein Doktor, der am Krankenbette sorgsam den Puls fühlt, das entfliehende Leben festzuhalten sucht, der daheim studirt, einsam, mit Fleiß, um seinem Wissen neue Schätze hinzuzufügen. Was würde derselbe thun, ahnte er, er würde mystifizirt?!

Ein Schatten flog über ihre strahlende Stirn und verlor sich in dem Gewirr leichter Lösschen, ihr Auge blickte plötzlich ernsthaft: würde er nicht zürnen, — sie verachten gar, den Staub von seinen Füßen schütteln und sich abwenden? — Doch nicht, denn was sie that, sie that es ja eines bestimmten und guten Zweckes wegen. Sie brauchte sich nicht zu schämen vor sich und ihm. Schon lächelte sie wieder.

Während des ganzen folgenden Aktes saß er andächtig an ihrer Seite, mit getheiltem Interesse bald die reizende Erscheinung, bald die Bühne betrachtend, ihr ab und zu eine Antwort gebend auf eine zugeflüsterte Bemerkung. Er freute sich über ihr sachgemäßes Urtheil. — Entschieden war sie musikalisch begabt. Er selbst war ein großer Liebhaber der Musik, ein tüchtiger Cellist zugleich in müßigen Stunden.

Gegen das Ende des Stückes wandte sie sich wieder zu ihm herum, fragte ihn freundlich, ob er viel Praxis hätte, sah ihn an mit ihren schimmernden Augen, in deren Hintergrund stets ein ernster Gedanke zu leuchten schien, und fragte ihn aus über D., über die Kunstschätze, und freute sich im Stillen über sein achtungsvolles, ritterliches und echt männliches Wesen. — Sie täuschte den Doktor; denn was Jener für das unbewußte Aufleuchten eines tieferen, zarteren Gefühls hielt, war nur die Freude über seine Geradheit und die Hoffnung, einen guten Menschen gefunden zu haben, eine Stütze — einen Halt.

Die Oper war aus, man erhob sich, die Lampen erloschen.

„Wenn der Herr Doktor uns noch ein wenig begleiten wollen, wird es uns eine Freude sein,“ sprach Marie in dem Gedränge der Garderobe.

„Guten Abend, mein Herr,“ sagte zu derselben

Zeit mit Höflichkeit Fräulein Wild zum Assessor, „ich hab' mich halt gefreut, die Ehre gehabt zu haben.“

„Wenn das gnädige Fräulein gestatten wollten,“ setzte dieser an.

„Nein — ich bitte. Ich will Sie Ihren übrigen Bekannten nicht entziehen,“ war die bestimmte Antwort.

Sie deutete leicht auf einige Offiziere, welche scharf herüber sahen.

„Donnerwetter — ist das nicht die sogenannte Frau von Bredau!“ rief einer derselben ziemlich laut. Es hatte sich nämlich herausgestellt hinterdrein, daß jene bewußten beiden Damen nicht Frau von Bredau und ihre Cousine aus Berlin gewesen waren, und die Gegenpartei hatte die Wette bezahlen müssen.

„Unfinn! — Die würden Steinfurt gut haben abfahren lassen!“ — Der Grund war triftig, Steinfurt selbst sollte ihnen sagen, wer sie waren.

„Was der Mensch für einen fabelhaften Anlauf hat,“ sprach der Dürstige mit seiner dünnen Stimme, „erst die Erbtante und nun die Weiden da für's Herz.“

„Er ist blau, der gute Pfeil! — Führt ihn fort, nehmt ihn unter eure Obhut, sonst erregt er wieder öffentliches Mergerniß und wird wieder kalt gestellt.“

Ein Hüne nahm ihn unter dem Arm und zog mit ihm davon. Die Andern stellten sich neben einander an die Wand und ließen die Damen mit Anstand vorbeidestilren.

„Geda — Steinfurt! — wer war das eigentlich?“

„Eine Dame aus Wien und die Gesellschaftsdame meiner indischen Tante!“ versetzte dieser kurz.

„Kann man denn die Alte nicht 'mal zu sehen bekommen? Bringen Sie sie doch 'mal mit zu Stephani,“ sagte Rothkirch.

„Kann uns ein Bänkchen legen, bei der jetzigen Ebbe sehr angenehm.“

„Laßt ihn, er ist schlechter Laune heute, — Fräulein Salomon liegt ihm in den Gliedern . . .“ Schallendes Gelächter!

„Eure Wiße sind schal,“ brummte der Assessor, fuhr in seinen Paletot und ging mit großen Schritten davon. — Er fand weder die Damen, noch den Doktor unterwegs und machte sich in Folge dessen ärgerlich auf den Heimweg. Mittlerweile hatte der Doktor mit den Damen die Straße erreicht und geleitete dieselben. Der Eindruck, welchen Fräulein Wild heute Abend auf ihn gemacht hatte, wäre beunruhigend für ihn gewesen, hätte er nicht in ihren Augen etwas wie ein dem seinen gleichartiges Interesse zu entdecken gemeint. Er hatte daher ein Gefühl, als ginge er in Wolken; so eigenthümlich leicht und freudig war dem ernstern Manne noch niemals zu Muthe gewesen und nur der eine Gedanke trübte ihm den Genuß der Gegenwart, der: wann werde ich sie wiedersehen? . . . Er war ein wenig schweigsam, wie alle Leute, bei denen ein wahres und tiefes Gefühl zum Durchbruch kommt.

„Welch' ein herrlicher Abend!“ sprach Elisabeth, als sie, dem Menschengewühl entronnen, langsamer und bequemer zu schreiten begannen auf dem freien Plage. Hoch oben stand der volle Mond über den Wipfeln des Parks und leuchtete ihnen, während

reges Leben um sie pulsrte. Helles Licht fiel aus dem Café Stephani und Verkäufer und Verkäuferinnen mit Blumen umschwirrten sie. Der Doktor bot jeder der Damen einen Strauß an.

„Ja — ein herrlicher Abend,“ sprach er dann ebenfalls und blickte auf Fräulein Wild.

„Viel zu schön, um jetzt schon heim zu gehen und in den heißen Stuben zu sitzen,“ kam ihm Marie in ihrer hübschen, lebhaften Weise zu Hilfe. „Weißt Du was, Elise, bleib' heute Nacht in der Stadt und laß uns irgendwo zu Abend speisen, — wenn der Herr Doktor nämlich nichts Anderes vorhat, — denn von all' dem Sehen und Hören bin ich tüchtig hungrig geworden.“

„Gut, speisen wir,“ erwiderte Elisabeth und freute sich im Stillen über das freudig überraschte Gesicht ihres Begleiters.

„Es wird mir ein großes Vergnügen sein, noch länger in Ihrer Gesellschaft zu verweilen,“ versetzte dieser, an seinen Hut greifend und sich verneigend, dann strich seine Rechte unwillkürlich wieder über den vollen Bart.

„Wie wäre es dort drüben?“ fragte Marie und deutete hinüber nach dem glänzenden Kaffeehause.

„Ich würde mir einen andern Vorschlag erlauben: im Hofgarten, kaum zehn Minuten von hier, liegt der Jägerhof, dort ist man ausgezeichnet und im Freien und findet ein anderes Publikum.“

„So so! — Nun, wir geben uns ganz unter Ihren Schutz, Herr Doktor.“

„Das dürfen Sie unbedingt, mein Fräulein,“ sprach er warm und mit glückstrahlenden Augen. „Ich schlage vor, wir nehmen einen Wagen.“

„Ja — einen Wagen, das ist lustig!“

Der Doktor rief einen Zweispänner heran, man stieg ein, passirte das Gitter und fuhr den breiten Hauptweg hinunter, zwischen Boskets und hellen Lampen, welche die nächste Umgebung wie grünes Gold schimmern ließen.

Während des Fahrens hingen seine Augen wie gebannt an seinem Gegenüber, ohne aber natürlicherweise demselben lästig zu werden.

Elisabeth hatte den Schleier zurückgeschlagen und genoß mit langen Zügen die laue, parfümirte Luft, den ganzen poetischen Zauber des Augenblicks. — Unwillkürlich verloren sich ihre Gedanken dabei in die Vergangenheit; sie dachte an die langen, bösen Jahre, welche sie verlebt hatte, an ihre bescheidenen Vergnügungen während ihrer Lehrzeit, an das heiße Indien, das wie ein Traum nur mit all' seinen Erinnerungen weit hinter ihr lag, zuletzt an die selbstgewählte Rolle, welche sie jetzt spielte. — Schweigsam saß sie da, mit leicht geöffneten Lippen, und wenn in gleichmäßigen Zwischenräumen das Lampenlicht über sie hinschulte, sah der Doktor ihr schönes, nachdenkliches Gesicht und fühlte dann jedesmal ein neues Gefühl des Entzückens.

Um so lebhafter plauderte und beobachtete Marie Werner, damit die Stille nicht etwa peinlich würde.

Schnell gelangte man zum Ziele; dort unter den hohen Bäumen saßen noch viele Menschen beim Abendbrod oder einem guten, kühlen Trunk. An einem der kleinen Tische nahmen sie Platz und

bestellten sich etwas zu essen. Hier wurde die Konversation allgemein. Man sprach auch von der Erbtante. Der Doktor war nicht gerade des Lobes voll, war aber viel zu diskret, um vor einer Fremden und der Gesellschaftsdame sein Urtheil offen auszusprechen.

„Die ganze Familie war neulich versammelt und Mrs. Macduff hielt eine Rede,“ berichtete Marie.

„So? — Das ist seltsam, eine so alte Dame,“ versetzte Elisabeth anblickend.

„Nicht die ganze Familie, Fräulein Werner,“ berichtete der Doktor, „es fehlte eine junge Verwandte, die Tochter einer Schwester der beiden alten Herren, Elisabeth Steinfurt.“

„Das ist mir überraschend! . . . Und warum war dieselbe nicht zugegen — warum that man ihrer nicht einmal Erwähnung?“ fragte Marie mit großem Interesse. „Ich berühre doch hoffentlich keinen wunden Punkt, Herr Doktor?“

„Das schon, mein Fräulein, aber es hastet nichts an unserer Cousine, wohl aber Vieles an uns selbst.“

Mit welchen Gefühlen Elisabeth heute zum ersten Male ihrer eigenen Person erwähnen hörte, kann man sich denken.

„Die Tante und Onkel starben vor etwa sieben Jahren in einer entfernten Stadt und ließen die einzige, sechzehnjährige Tochter ohne Vermögen zurück. — Ich hatte meine Cousine niemals gesehen, kaum von ihr gehört und war damals ein junger, übereifriger Arzt. Trotzdem weiß ich, daß es mich empörte, wie . . . Doch ich darf Ihnen damit nicht den schönen Abend verderben,“ unterbrach er sich plötzlich, „genug, die junge Dame erhielt von meinem Vater Unterstützung, bis dieser starb. Sie war auf einem Konservatorium oder einer Theaterschule in Wien, soll nachher zur Bühne gegangen sein und ist verschollen — hier der wunde, sehr wunde und beschämende Punkt — ohne daß die Familie sich weiter um die Verlorene kümmerte. Die Steinfurts sind eben ein etwas hartes Geschlecht.“

„Das bedaure ich lebhaft!“ rief Marie.

„Und ich deßgleichen und um so mehr, als ich mir selbst die ernsthaftesten Vorwürfe zu machen habe; denn trotz meiner Jugend und meiner Studien hätte ich mich besser der Cousine erinnern sollen. Wenn Ihr Einfluß es vermag, bitten Sie die Tante Karoline, daß sie in dieser Richtung etwas thut. — Ich selbst werde mit ihr mich berathen und stelle mich ganz zu ihrer Verfügung.“

Er wandte sich dann zu Elisabeth.

„Sie frieren, mein Fräulein?“ fragte er besorgt.

„O, nicht doch,“ versetzte diese, trotz ihrer momentanen Blässe, der nun ein schnelles Erröthen folgte.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich ein so ernstes Thema berührte, aber . . .“

„Sie dürfen sich nicht entschuldigen, Herr Doktor; im Gegentheil, sobald ich wieder nach Wien komme, stelle ich mich zu Ihrer Disposition, um dort vielleicht den Faden aufzunehmen, an welchem wir zu der vermißten Verwandten gelangen.“

„Sie sind außerordentlich gütig und verpflichten mich zum lebhaftesten Danke,“ versetzte der Doktor warm.

Hier kam der Kellner und machte dem Gespräch vorläufig ein Ende. — Die Damen brachten hernach im Wagen den Doktor bis zu seiner Wohnung und fuhren in's Hotel.

„Nun, — wie gefällt Dir Dein langer Vetter?“ fragte Marie neckisch.

„Er ist ein Ehrenmann und das freut mich mehr, als ich Dir sagen kann,“ versetzte Elisabeth mit Nachdruck.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Herren, welche ihren Nebenmenschen gegen hohe Zinsen gelegentlich mit ihrem Mammon unter die Arme greifen, sind ein ganz apartes Geschlecht, dem gewisse Züge schon im Aeußeren gemeinsam zu sein pflegen; das Gewerbe, welches sie treiben, steht ihnen meist auf dem Gesicht geschrieben: List, Unverschämtheit und Härte prägen sich darauf aus, zu denen sich bei Vielen, und gerade bei den Gefährlichsten, ein Zug falscher Bonhomie gesellt, welcher den Unerfahrenen um so sicherer in die Falle lockt. — Diese Klasse der Wucherer rekrutirt sich aus allen Klassen der Gesellschaft. Es cirkulirte vor etlichen Jahren in der preussischen Armee eine Liste der gefährlichsten Leute dieses Genres, nach authentischen Quellen zusammengestellt, um vor ihnen zu warnen. Auf derselben figurirten neben etlichen Baumes und Steinmeiers die Namen einiger der angesehensten Adelsgeschlechter.

Diese Leute leben von ihrem Wit, sie saugen den Leichtsinigen und Unglücklichen erbarmungslos das Blut aus, erfinden immer wieder neue Schliche und Ränke, um den Paragraphen des Strafgesetzes zu entgehen — und werden doch gar häufig von ihren Opfern übervorthelt. — Verluste sind bei jedem Geschäft, aber wären sie hier nicht gerade so groß, diese Leute, die bis zu dreihundert Prozent und darüber nehmen, müßten sämmtlich in kurzer Zeit kleine Rothschilbs werden.

Es gibt nämlich unter ihren Klienten, man verzeihe mir den Ausdruck, — sogenannte „Pumpgenies“, welche die Berechnungen auch der verschlagensten Geldverleiher zunichte machen, die sich große Märs geben, sehr fest und zuverlässig auftreten, die Augen jener Gierigen mit Vor Spiegelungen von größter Glaubwürdigkeit blenden, anfangs bezahlen, immer größere Summen aufnehmen, durch ihre bestechenden Manieren die Gläubiger immer weiter und weiter ziehen, bis jene endlich vor der Alternative stehen, wenn die Wahrheit zu Tage kommt, entweder dem Klienten den Hals zu brechen und dann gar nichts zu erhalten, oder ihn so lange über Wasser zu halten, bis er Gehalt bekommt und zu einer melkenden Kuh für sie wird.

Egbert von Steinfurt war ziemlich schuldenfrei nach D. gekommen; irgend Jemand hatte seine Ausstände dort in Bern bezahlt. Das Wenige, was er vom Vater erhielt, reichte aber nicht im entferntesten für seine verschwenderischen Gewohnheiten aus, er begann also sofort das alte Spiel von Neuem. Die Quittungen über die großen Summen, die er dort gezahlt hatte, und seine Andeutungen von hohen

Verbindungen machten jene Herren geschmeidig, sie zogen Erkundigungen ein: es war Alles richtig. — Nun rückten sie heraus, erst der Eine, A, und wenn dieser bezahlt werden mußte, dann der Andere, B, ohne daß A von B etwas wußte und so, daß immer ein Ueberschuß für den Diplomaten a. D. abfiel, und das trotz der bekannten pekuniären Lage des Vaters.

Eine hohe Dame sei sein Hinterhalt, ihr Vermögen die Quelle, aus der er schöpfte, deshalb auch hat er, im beiderseitigen Interesse das tiefste Geheimniß zu bewahren, damit Niemand vor der Zeit Wind bekäme. Der Köbber wurde begierig angenommen und so ging denn die Zwickmühle ihren stottern Gang, Zug um Zug sank der Gewissenlose immer tiefer in die Schuld jener Blutsauger, bis er endlich gezwungen war, sein Spiel zu decouvriren, bis A zufällig mit B einmal darauf zu reden kam, trotz der versprochenen Geheimhaltung, und ihnen klar wurde, in welcher Weise sie hineingefallen waren.

Welch' ein furchtbarer Schrecken! Was nun machen? — Sie schnoben Wuth und Rache, aber die Summen, die sie vorgeschossen hatten, waren zu groß, um dem schändlichen Betrüger so ohne Weiteres den Hals zuzuschneiden. Herr A hat sich die Ehre aus, und als Egbert dort ebenfalls Herrn B fand, ahnte er sogleich, um was es sich handelte, und wappnete sich. — Es gab eine furchtbare Szene: mit frechem, übermüthigem Lächeln ließ der Assessor den Sturm heranbrausen, sein Hohn über ihre Dummheit war die Antwort. Er freute sich, Tausende zu rächen, sagte er. Sie möchten ihn verklagen, dann bekämen sie hundert Thaler des Jahres von seinem Gehalt oder gar nichts, wenn er seinen Abschied nehme und nach Amerika ginge.

Die Sache war klar! — Nach der Wuth kam die Ueberlegung. So blieb denn nur ein Mittel übrig, die ultima ratio — ihn zu verheirathen. Der Assessor hatte sie bisher verlacht mit ihren Vorwürfen und Anpreisungen und sie zur Thüre hinausgeworfen, wenn sie zudringlich wurden, ja, sie mußten ihm sogar noch Geld geben odendrein, sonst ging er auf und davon. — Er war eine Kostbarkeit für sie, die sie füttern mußten.

Nun kam aber der Umschlag, — es kam die Erbtante. Wenn die erfuhr, in welcher Lage er sich befand, so konnte das die schlimmsten Folgen für sie Alle haben, sein Benehmen wurde in Folge dessen ein bedeutend ängstlicheres; er fiel nicht wenig aus der Rolle. Und seine Gläubiger, kaum hörten sie von der Ankunft jener Dame, so begannen sie auf das Unverschämteste zu drängen, und als er ihnen mit Vorstellungen kam und sogar mit der Bitte, doch jetzt zu schweigen, da bekamen sie Oberwasser und drängten erst recht. Sicher ist sicher, dachten sie; die Erbtante ist auch vielleicht ein Schwindel, Vater und Sohn staken tief genug drin, um einen solchen in Szene zu setzen. — Sie kamen deshalb mit ihrer alten Daumschraube: er sollte zahlen oder heirathen und sie dann ausbezahlen. Sie brachten ihm ein Fräulein Friederike Salomon, eine arme Waise mit einer Stiefmutter und hunderttausend Thalern baar; die sollte er freien oder ihre Geduld hatte ein Ende.

Er hatte sich natürlich geweigert zuerst, hatte wieder den Frechen gespielt, dann aber von Fortgehen und Todtschießen gesprochen und sich schließlich auf's Bitten gelegt. Alles umsonst, — seine Vampyre kannten ihn jetzt und seine schwache Stelle. Sie hatten ihn gedroht, sofort sich an die Tante zu wenden und diese um Zahlung anzugehen, wenn er nicht freite.

In Folge verschiedener Grade der Tortur hatten sie den Windigen fest gemacht, die Vorstellung zwischen dem Assessor von Steinfurt und Fräulein Niekchen Salomon hatte stattgefunden in einer bekannten Familie. In Folge dessen war der Assessor im Theater in einer so aufgeregten und furchtbaren Laune. Fräulein Niekchen hatte Geld, aber sie war ein kleines, häßliches, sehr kleinstädtisches und arrogantes Frauenzimmer, mit großen braunen Stogaugen und einer schiefen Hüfte, die heirathen wollte, um von ihrer Stiefmutter fort zu kommen, am liebsten einen Adelligen. Dazu nachher noch die Lobpreisungen der Herren A und B: „Ist sie nicht ein schönes Mädchen? . . . Ist sie nicht ein feines Mädchen? Haben wir Ihnen zu viel gesagt, — können Sie machen ein größeres Glück?“ . . . Entsetzlich!

Egbert knirschte, aber wie ein schenes Pferd, das der Reiter eingefangen hatte, bloß auf das Gebiß. Er sah hier nur einen Ausweg, — Marie.

Er hatte sich Bedenkzeit ausgedenkt, etliche Tage nur, mit Mühe und Noth hatte er sie erhalten. Dießmal ging ihm das Wasser wirklich an die Kehle. Er fand nachher, — Welch' glücklicher Zufall, die Gesellschafterin im Theater, er ließ alle Mienen gegen sie springen, er war überzeugt, er hatte Eindruck gemacht. — Da man seine Begleitung aus-schlug, eilte er nach Hause, um sich mit Karola zu besprechen. Sie sollte ihm helfen, seinen Antrag anzubringen.

„Nicht so stürmisch,“ warnte diese, „Du siehst heute übel aus, Egbert.“

„Ich kann nicht länger warten!“ fuhr er auf und plakte dann mit Fräulein Goldstein heraus.

Wie Karola erschrak! — Eine solche Verbindung, — das war rein unmöglich. Armer, unglücklicher Egbert! — Unter diesen Umständen stand sie natürlich davon ab, Marie Werner erst noch ein wenig nach Frauenart durch Lobpreisungen ihres Bruders vorzubereiten, sie versprach demselben bestimmt, sie wolle versuchen, ihm morgen schon ein Alleinsein mit Marie Werner zu verschaffen; — am besten würde es gehen gleich nach dem Frühstück, unten im Pavillon.

Es war eine etwas unruhige Nacht für Karola, besonders aber für den Diplomaten, denn trotz seiner bekannten Anmaßung war er doch nicht ganz sicher, von der Dame erhört und angenommen zu werden. Seine Eitelkeit schlug aber zuletzt diese Bedenken siegreich aus dem Felde . . . Eine Gesellschafterin, eine so tief unter ihm Stehende, sie konnte doch unmöglich so verblendet sein, das Glück und die Ehre zurückzuweisen, welche er ihr bot: Frau von Steinfurt, seine Gattin zu werden. Was konnte ein Mädchen wie sie mehr verlangen!

Er verfiel in den gewöhnlichen Fehler solcher Emporkömmlinge, die einen Rang erlangten, ohne die schönen Pflichten desselben zu übernehmen: seine

Gitelkeit zog seiner Weltklugheit eine Binde über die Augen. Er überlegte hernach nur noch, daß die Tante, sicherlich über diese Aufmerksamkeit hoch erfreut, Hand und Beutel öffnen würde, und wie er es anfangen könnte, den verd...ten Blutsaugern A und B etwas abzudrücken und es so einzurichten, daß er nicht auch noch obendrein die Schulden seines Vaters bezahlen mußte. Was blieb dann für ihn selbst!

Erst gegen Morgen schlief er ein. Zwei Stunden meinte er höchstens geträumt zu haben, als der Diener ihn weckte. Es war acht Uhr und Zeit, an seine Toilette zu denken. Schlafrunten erinnerte er sich an das, was er vorhatte, mit einem Fluch zwischen den Zähnen stand er auf und begann sich anzufleiden. Er schaute hinaus, es war ein schöner, sonniger Tag, Karola war bereits im Garten, von seinem Fenster aus konnte er ein Stück des Pavillons übersehen.

Er rasierte sich und arrangirte sein Haar so verführerisch wie nur möglich, er bereitete sich würdig vor auf den wichtigen Schritt, den er zu thun im Begriff stand. Er besah sich zuletzt noch einmal im Spiegel, war zufrieden mit sich und ging hinunter. Eine duftende Theerose fiel als Opfer, er schwenkte sie genial, siegesbewußt in seiner Hand, begrüßte Karola und den Vater und steckte sie in's Knopfloch. Eine Weile später kam dann auch Frida langsam näher, mißmuthig und träge ließ sie sich an dem Frühstückstisch nieder. Der Präsident blickte auf, richtete sein strenges Auge eine Weile strafend auf sie, sprach aber kein Wort, denn er liebte es nicht, sich des Morgens zu echauffren.

Karola hielt heimlich unter dem Tischstuch eine Weile lang die Hand ihres Bruders in der ihren und sah ihn aufmunternd an, sie fand ihn geradezu verführerisch heute. Auch Frida fiel die gewählte Toilette des Bruders auf, aber sie war viel zu indolent, um zu fragen, ob dieselbe zufällig sei oder etwas zu bedeuten habe. Sie grollte mit der ganzen Welt, denn Lieutenant Rothkirch beharrte dabei, ihr nicht zu schreiben.

Nichts ahnend von der Ehre, welche ihr heute zu Theil werden sollte, kam nach einer Weile Marie Werner herunter in den Garten. Karola und Egbert sahen einander an und Beiden begann das Herz zu pochen.

Sie sah entzückend aus, wie eine thaufrische Knospe, in ihrem hübschen, hellgrünen Morgenkleide, welches am Halse ein kleines Stück des weißen Teints sehen ließ und aus dessen halbblauen, mit einer Spitze eingefassten Ärmeln die reizendsten und appetitlichsten Arme herausschauten, welche man nur sehen konnte.

Harmlos begrüßte sie die kleine Gesellschaft und nahm neben Karola Platz. Man erkundigte sich nach dem Befinden und den Wünschen der Tante und begann dann ein heiteres, oberflächliches Gespräch. Trotz aller Sucht, zu gefallen, war der Assessor merkwürdig still, ihm war etwas eng um's Herz, bei aller Selbstüberhebung hatte er ein gewisses, den Athem beengendes Gefühl, gleich dem Rekruten vor dem Beginn einer Schlacht.

Marie fixirte ihn einige Male und richtete ein

neckisches Wort an ihn wegen der schönen Theerose, welche in seinem Knopfloche stak; es hätte des Zunickens Karola's gar nicht bedurft, mit einer galanten Floskel bot er sie der jungen Dame an. Sie nahm dieselbe, sog langsam den Duft ein und bedankte sich. — Das war ein gutes Vorzeichen; sie steckte sie aber nicht in's Haar oder an ihre Brust — am Halse trug man damals noch keine Blumen wie heutzutage — sondern legte sie neben sich auf den Tisch.

Der Vater und Frida erhoben sich nach einer Weile und ließen die Drei allein. Karola gab ihrem Bruder abermals einen Wink, stand dann ebenfalls auf unter dem Vorwande, dem Vater noch etwas sagen zu müssen, und verließ mit hochklopfender Brust den Garten, alle möglichen guten Wünsche für den Bruder vor sich hinstammelnd.

Marie empfand nicht den leisesten Zwang bei diesem tête-à-tête mit dem Assessor, ja sie bemerkte nicht einmal dessen zerstreutes Wesen, so völlig gleichgültig war er ihr; um so größer war daher die Ueberraschung, als dieser, kaum daß Karola außer Sehweite war, sich eigenthümlich zu benehmen begann, mit Blicken und Bewegungen, sich vor und zurück neigte und offenbar einen Anlauf nahm zu irgend einer Mittheilung.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann er mit einer gewissen Hast, „ich bin dem Zufall außerordentlich dankbar, daß er mir die Gelegenheit verschaffte, für einige Minuten wenigstens mit Ihnen allein sein zu können.“

Marie blickte auf. — „Aha!“ dachte sie, „jetzt kommt eine kleine Anleihe, ich soll den Fürsprecher machen bei der Tante, Herr Leichtsin.“

„Trotzdem ich Diplomat bin,“ fuhr Jener mit künstlicher Emphase fort, „so liebe ich doch die geraden Wege, bin ich ein abgesagter Feind von allen krummen Linien.“

„Sie? — Als Diplomat ist das allerdings ein wenig seltsam, Herr Assessor!“ versetzte Marie etwas spöttisch.

„O, mein gnädiges Fräulein, Diplomat war und bin ich nur in politischen Geschäften, niemals aber, das schwöre ich Ihnen, in der Liebe!“

„In der Liebe?“ rief sie überrascht, mit weiblicher Schlaueit, aber sogleich den Irrthum ermessend, den sie begangen hatte, und ahnend, was nun kommen würde. — Sie unterdrückte Zorn und Grol; klug wie eine Eva fand sie sogleich das Richtige heraus, was hier zu thun sei und mit der ganzen Kunst einer dramatischen Größe machte sie sich daran, den Anfall geschickt zu pariren. Trotzdem aber konnte sie nicht verhindern, daß ihre Stirn, Hals und Wangen sich rötheten und daß der anmaßende Herr dieses Infarnat für jenes bewußte verführerische Roth hielt, was den Freier zu den schönsten Hoffnungen berechtigt: das Morgenroth der Liebe, welches dem schüchternen Ja vorausleuchtet.

Ehe das Fräulein es sich versah, schaute er sich schon nach rückwärts um, bog er vor ihr das Knie, streckte die Rechte beschwörend in die Luft und preßte die Linke auf das Herz.

„Mein Fräulein, ich liebe Sie! — Ich möchte sagen, ich liebe Sie vom ersten Augenblick des Sehens

an!" rief er mit jener vibrirenden, dunkelgefärbten Stimme, wie der erste Liebhaber auf einer Provinzialbühne. „Ich unterdrückte bisher gewaltsam meine Gefühle, aber länger kann und darf ich dieß nicht! . . . Sie haben jenes gewisse Etwas . . . jenen zarten Duft . . . jenen bestrickenden Zauber . . .“

Ein offenes, lustiges Lachen, silberhell wie das Schmettern eines Vogels, unterbrach ihn, mitten im schönsten Redefluß. Betroffen, zurückprallend hielt er inne und wurde roth, — roth bis über beide Ohren.

Ja, wahrhaftig, sie lachte ihn aus, mit den strahlendsten Augen und frischesten Lippen von der Welt, freimüthig machte sie sich über ihn lustig.

Seine Augen begannen in Folge dessen zu funkeln, zornig, tödtlich, wie die eines Raubthiers — man wies ihn ab, man lachte ihn aus sogar?!

„Bitte, stehen Sie auf, Herr Assessor!“ rief das Fräulein ohne die geringste Verlegenheit. „Sie richten Ihre Galanterie an eine falsche Adresse . . . jener holde Duft kommt von Ihrer eigenen Nase.“

„Mein Fräulein!“ rief der Diplomat in höchster Empörung und sprang auf seine Füße . . . „treiben Sie Spott mit mir und meinen Gefühlen?“

„Um keinen Preis!“ versetzte sie noch immer lachend. „Ich meine nur, Sie haben das in der Zeitung gelesen, von der Entdeckung einer Geruchsseele, und . . .“

„Bei Gott, Sie sind grausam!“

„O, gehen Sie; wie dürfen Sie mich grausam nennen! Zum Zeichen, daß ich es nicht bin, will ich Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen. Sehen Sie, — ich glaube nicht an jene Theorie, ich hasse alle künstlichen Gerüche . . . vor Allem ist mir Opoponax verhaßt, denn dieses starke Parfüm verursacht mir Kopfschmerzen“ — der Assessor hatte einen nicht wenig ausgiebigen Gebrauch von diesem Parfüm gemacht. — „Ich liebe nur den natürlichen Duft, den, welchen der Himmel uns schenkt im Frühling und im Lenz . . . Sie begannen so hoffnungsvoll, Sie wollten offen sein, und machen nun einen solchen Umweg. — Liebe! — gehen Sie doch, Herr Diplomat, — Sie lieben mich ja gar nicht. Warum sprachen Sie nicht lieber von Freundschaft, dagegen würde ich mich vielleicht weniger opoponaxiren.“

„Bei Gott . . . Sie machen mit mir, was Sie wollen,“ wehrte sich Egbert.

„Ich gebe Ihnen von meinen freundlichen Gefinnungen gleich den augenblicklichen Beweis: ich habe irgendwie erfahren, Sie wären in Geldverlegenheit,“ fuhr Marie fort.

Der Assessor horchte auf . . . der Himmel sandte ihm da vielleicht eine Rettung. Er wurde aber trotzdem roth und hatte etwas von der Miene eines Schulbuben, der einen Verweis erhielt, was Marie

im Stillen ebenso beruhigte wie belustigte . . . Jetzt war der Lämmel zahm!

„In der That, mein Fräulein, — ich stehe beschämt da,“ stammelte er.

„Sehen Sie, — nun kommen wir in's richtige Fahrwasser. — Sie verzeihen mir doch meine Offenherzigkeit?“

Sie reichte ihm die Hand, die er hastig ergriff.

„Was werden Sie von mir denken!“ rief er pathetisch.

„Ich werde ein Wort davon zu Ihrer Frau Tante sagen und hoffe bestimmt, Ihnen Angenehmes mittheilen zu können.“

Sie erhob sich schnell. Der Assessor stand betroffen und unschlüssig da. Der Freche, er hatte noch etwas auf dem Gewissen, er brauchte dreißigtausend Thaler, aber er fand nicht den Muth, es ihr zu sagen, so etwas Ueberlegenes und heiter Spöttisches hatte sie ihm gegenüber.

„Ich danke Ihnen . . . Ich bitte, nicht schlechter von mir zu denken, mein Fräulein, denn wahrhaftig —“

„Ich nehme einen kleinen Scherz niemals übel, Herr von Steinfurt, so etwas geht bei mir zu einem Ohre herein, zum andern hinaus. Nur eine Wiederholung wäre mir unangenehm,“ unterbrach sie ihn, aber dieses Mal bedeutend ernster und offenbar mit einer deutlichen Warnung. — „Ich lasse Sie jetzt allein, um in Ihrem Interesse dort oben thätig zu sein.“

Ein Lächeln, eine leichte, zierliche Verbeugung noch und sie schwebte davon, und er sah ihr nach, zerpflückte wüthend die Nase, die sie hatte liegen lassen, und begab sich hernach, Karola vermeidend, in Hast aus dem Hause.

Also einen Korb und in der liebenswürdigsten, deprimirendsten Weise! — Ihm hinter die Karten geguckt! . . . Unglaublich! . . .

Am Nachmittage bekam er ein Couvert mit einer Tausendmarknote. Wüthend schleuderte er die Bagatelle auf den Tisch und holte sich am Abend bei Stephani mit Freunden einen schweren Rausch, mit einem Gemisch von Wuth und Erleichterung im Herzen. Ein Unglück kommt ja bekanntlich niemals allein: zornroth waren heute gegen Abend seine Gläubiger zu ihm gekommen und hatten ihm mitgetheilt, daß Niekchen Salomon abgereist sei mit der Erklärung, daß sie einen so „abschreckenden“ Menschen nicht wollte, und ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht, weil er, der Verabredung gemäß, nicht genug den Liebenswürdigen gespielt hatte bei der Erbin.

Er noch obendrein den Liebenswürdigen machen! . . . Teufel, das war stark! Er hatte seine ganze Frecheit plötzlich wieder bekommen und ihnen zugerufen: „Na, ihr Schufte, — dann sucht mir eine Bessere, mit einer halben Willton und einem Buckel!“

(Fortsetzung folgt.)



Feuilleton.

Der Mädchenmarkt von Gäina in Siebenbürgen heut und einst.

Von

Rudolf Bergner.

Das Siebenbürger Land hat in der Literatur eine so häufige Vertretung gefunden, daß es sich nicht beklagen kann, wenn es auch sonst, und namentlich die deutsche Bevölkerung, gar viel zu klagen hat. Trotz dieser reichen Literatur ist die neue Darstellung von Land und Leuten in Siebenbürgen von Rudolf Bergner (Leipzig, Brudner) eine höchst vollkommene Gabe durch die Fülle des Neuen und durch die Art und Weise, wie sie das Interesse für das Land zu wecken weiß. Unterhaltung und Belehrung verbinden sich in selten anziehender Weise, und das Buch ist so schön ausgestattet, daß es in jeder Bibliothek einen Schmuck bilden wird. Wir lassen eine kleine Episode folgen.

Der herrlichste Punkt der westlichen Berge ist die Gäina. Zwei Stunden Mitt von Unter-Vidra kostet es, bevor man auf ihrem Gipfel anlangt. Bereits nach einer halben Stunde erscheint der Kranos mit dem traulichen Pfarrhaus und dessen Häusergruppe als ein Silberband mit Perle, und dann geht man ununterbrochen vorwärts, durch herrliche Buchenwälder, deren kühler Schatten und klares Wasser, von dem sich ein Theil in hohen Baumstämmen sammelt, verführerisch locken, vorbei an Feldern und Wiesen, immer höher, bis man aus dem Wald hervortretend den fahlen Gipfel erblickt. Eine kümmerliche Vegetation ist hier vorhanden, in welche einige Semnhütten (Stinden), bei denen Frauen und Mädchen im Sommer das Vieh hüten, hineingestellt sind. Diese Weiber sind echte Naturkinder, schön und ebenmäßig gebaut, gesundheitsstrotzend, keusch, dazu unbändig wie die wilde Rose und scheu wie das Reh.

Jährlich einmal, am Fest der Apostel Petrus und Paulus, wird auf dem Kamm der Gäina ein Mädchenmarkt abgehalten.

Die Vorbereitung für diesen Tag dauert bei den Mädchen jahrelang, da sie ihre Mitgift mitnehmen müssen. Es wird somit unaufhörlich gesponnen, gewoben, genäht und gestickt; die Mutter, die Tante, die Großmutter und andere Frauen der Freundschaft legen jede aus ihrer eigenen Mitgift bei; dann wird Alles in zierlich geschnitten oder mit Blumen bemalten Truhen verpackt und auf die schönsten Pferde der Familie geladen. Auch wählt man den schöneren Theil des Viehstandes, Bienenstöcke und Anderes aus, theils zur Mitgift des Mädchens, theils zur Schau. Man versicherte mir scherzweise, daß die Mosen bei dieser Gelegenheit möglichst Vieles, zuweilen auch Fremdes, zur Schau tragen, um den Brautwerbem, petitori, damit zu schmeicheln.

Oben auf der Gäina stellt sich dann jede Familie, die ein Mädchen zu vergeben hat, ihr eigenes Zelt auf, in dem die Mitgift ausgestellt wird und die Brautschauber von dem Vornehmsten der Familie erwartet werden.

Die Burtschen kommen, von ihren Familien oder womöglich von vornehmen Männern begleitet, bringen das Beste, was sie haben, besonders einen schönen Gurt voll Silber und Gold mit, und nachdem sie sich eine Braut ausgewählt haben, findet die öffentliche Verlobung vor dem an der Gäina lebenden Einsiedler statt. Dann werden die schon im Voraus bestimmten Brautgeschenke gekauft, und das Ganze schließt mit Musik, Tanz und Gesang. Als Zeichen der Verlobung werden nicht Ringe, sondern gestickte Sacktücher, credinte, ausgetauscht, und die Verlobung heißt incredintare, sich gegenseitig versichern, die Treue geloben.

Es kommt nun beinahe gar nicht vor, daß ein Mädchen auf diesem Markt mit ihrer Mitgift erschiene und nicht den ersehnten Bräutigam finden sollte, denn der ganze Markt ist eigentlich nichts weiter als ein allgemeines Stellbischein für solche Paare, deren Heirat schon beschlossen worden, und geht das Mädchen auf den Markt, so weiß es schon, daß es dort erwartet wird. Diejenigen Mädchen, die keinen Bräutigam

haben, nehmen gewöhnlich ihre Mitgift nicht mit, haben kein Zelt und kommen überhaupt mehr als Zuschauerinnen auf den Markt; finden sie dennoch einen Bräutigam, so sind sie eben besonders glücklich gewesen.

Einst muß es jedoch anders gewesen sein. Heute kann nach der Anschauung des Mosen nur eine auf dem Kamm der Gäina stattgefundene Verlobung Glück bringen; die Sitte also, die noch immer so streng beobachtet wird, muß einen vernünftigen Ursprung haben.

Und was finden wir heute? Am frühen Morgen brechen wir von Unter-Vidra auf, jedoch nicht am Peter-Paulstag, sondern an einem späteren Sonntag. Fällt nämlich Peter-Paul auf einen Sonntag oder in die erste Hälfte der Woche, so wird der Markt auf der Gäina am darauffolgenden Sonntag abgehalten, und fällt er in die zweite Hälfte der Woche, Sonntag über acht Tage, das heißt den zweitnächsten Sonntag. Ueber diesen Gebrauch sind sich selbst die Mosen nicht immer klar, denn ich habe Leute getroffen, welche mir mittheilten, daß am nächsten, andere, daß am darauffolgenden Sonntag Markt sei. Der Himmel hat kurz vor unserem Auszug zwei Stunden lang seine Schleusen geöffnet gehabt, und die Natur athmet eine belebende Frische. Uns selbst muß dieß doppelt angenehm sein, denn der Mose behauptet, zum Markttag auf der Gäina müsse es wenigstens eine Stunde tüchtig regnen. Heute ist mit der Gegend eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Nicht wie sonst können wir durch den schweigenden Wald in Gedanken versunken dahinziehen, heute scheint ein Geisterheer, scheinen vergangene Generationen aus ihrem Grabe hervorzusteigen, um die Welt in Aufruhr zu versetzen. Das ganze Gebirge ist belebt, aus allen Schluchten und Thälern klingen die Menschen herauf, von allen Höhen und Bergen kommen sie herüber. Vor uns, neben uns, hinter uns ziehen Mosen und Moshinnen zu Fuß und zu Pferd. Alle haben die Feiertags-tracht angelegt, die hübschen Weiber die lauberen, glänzenden Hemden und die leuchtenden rothen Katrinen. Wie stramm sie doch zu Pferd sitzen, welche blühende Gesichter die jungen Mädchen sind! Die Männer tragen Harken und Rehen, welche sie verkaufen wollen, oder führen Fässer mit Wein. Hunderte steigen empor; überall, so weit wir sehen können, vermischen sich die weißen Hemden und die rothen Schürzen mit dem Grün des Waldes und der Gräser. Jetzt hallt ein Schuß herüber, ein zweiter fällt auf der Gäina, und zugleich bläst man das Alphorn! Bei solchen Tönen schreden die Kleinen, munteren Pferde zusammen, dann klettern sie rüstig weiter. Die Gebirgsbevölkerung dünkt uns in hellem Aufruhr begriffen. So muß es im Jahre 1848 gewesen sein, wo der Völkerrückzug auch hier erblühte, solche Wälder müssen in ihrer grandiosen Wildheit und Kraft auf der Balkanhalbinsel entstehen, wenn dort das rauhe Volk zum Kampf auszieht. Jetzt reiten wir zum Gipfel hinan, doch können wir es uns nicht verjagen, beständig zurückzublicken. Unter uns sehen wir neue Schaaren und immer neue aus dem Waldesdunkel hervortreten. Ost sind es zwanzig, dreißig Menschen zu Pferd; Männer und Weiber; jene dort kommen von Neagra, diese hier von Vidra.

Unterhalb der Spitze, auf dem schon erwähnten, etwas eingebogenen Plateau wird der Markt abgehalten. 600 bis 800 Leute sind bereits versammelt, und beständig kommen neue Zuzügler heran. Hier steht ein Slovale, der mit bunten Tüchern handelt; als weitere Artikel bemerken wir Stiefeln, Harken, Töpfe, Teller — Schweinebraten, Wurst, Brod, Schnaps, Wein, wieder Schnaps, wieder Wein. Auf der südlichen Seite, nach dem Gipfel zu, hat man die Pferde angebunden und zwar an kleinen, in der Erde steckenden Pfählen, welche schon bei unseren früheren Besuchen auf der Gäina, bei denen wir keine menschliche Seele gefunden, unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Pfähle sind zu dem erwähnten Zweck jeit alterher in den Boden getrieben. Kaum zwei Stunden dauert der sogenannte Markt, dann hat man das Handelsgeschäft längst vergessen und sich dem Tanz gewidmet. Drei bis vier Musikbänden spielen auf und die Paare drehen sich im flüchtigen Reigen; die Leute aus Ungarn hier, die aus Siebenbürgen

dort. Anfangs ist die Zahl der Tanzenden eine geringe, gegen Mittag aber, nachdem der Wein in den Adern circulirt und die heißen Strahlen der Sonne den finsternen Mogen etwas weicher gestimmt haben, tanzt Alles, tanzen die Männer, die Weiber, die Kinder, tanzen die lauen Lüfte und tanzen die Sonnenstrahlen. Wie verführerisch diese Weiber und Mädchen doch sind! Ihre Gesichter sind breit, roth und gesund, keineswegs schmal wie die vieler anderer Rumäninnen. Die Augen leuchten, die braunen Haare glänzen und die schönen Körperformen nehmen sich, nur von einem starken Hemd und den beiden sich anschmiegenden Katrinken bedeckt, wahrhaft verlockend aus. Ihre Nase ist oft groß und ihr Mund fast immer sehr breit, allein man übersieht dieß gern in Anbetracht der tadellosen Gestalt und der üppigen, schwellenden rothen Lippen. Ausnehmend viel schöne oder doch wenigstens hübsche Mädchen sind unter ihnen, entsprechend den Ländern der Stefanskone, welche sich durch die Schönheit ihrer Frauen so vortheilhaft auszeichnen, und in denen thatsächlich wenig absolut häßliche junge Weiber und Mädchen vorhanden sind. Etwa zehn bis zwölf Herren in städtischen Kleidern haben sich unter den Volkshäufen gemischt. Es sind die Vertreter der Intelligenz: Richter, Notare, Beamte und Lehrer der umliegenden Ortschaften, welche als Begleiter von Damen fungiren. Diese haben sich in Nationaltracht geworfen und sitzen nach Männerart zu Pferd. Es ist natürlich eine scheinbar verbesserte Volkstracht, denn das Sammetkleidchen, welches die Brust umschließt, und der das Haupt mit den üppigen Flechten bedeckende Strohhut sind beim Volk unbekante Gegenstände und harmoniren mit der ganzen Umgebung ebenowenig wie mit der übrigen Kleidung der Schönen. Die Damen tanzen sehr fleißig, während ihre Herren zuweilen einer schönen Bäuerin in die volle gebräunte Wange kneifen. Allerdings geschieht dieß nicht immer ungestraft, denn der Noke ist ziemlich eifersüchtig, obgleich er selbst ein Don Juan ist und das zehnte Gebot wenig achtet. Von den Mädchen bliesen einige die riesigen, zwei Meter langen Pfeifhörner, um die Stärke ihrer Brust darzutun, welche Uebung, wie man mir sagte, früher zur Zeit des Mädchenmarktes als Zeugniß der Kraft und Gesundheit abgelegt wurde. Die bewaffnete Macht ist gleichfalls vertreten. Vier bis fünf Genarmen der nächsten Posten haben sich in ihrer geschmackvollen dunkelgrünen Uniform mit den wallenden Federbüschen eingefunden, um der ganzen Gruppe von genießenden und aufgeregten Menschen als energische Friedensengel zu dienen. Ihre Anwesenheit ist von Segen begleitet, denn als die Sonne den späten Nachmittag anzeigt, scheint eigentlich kein Mensch mehr auf der Gaiina nüchtern zu sein.

Das Verschwinden der Sitte ist offenbar allmählig vor sich gegangen, da das rumänische Landvolk wie überall konservativ ist und seine altvererbten Rechte Schritt für Schritt verteidigt. Heutzutage lebt der Mädchenmarkt nur noch in ethnographischen Büchern oder in der Erinnerung alter Leute.

M o s a i k.

Gebrauch der Schirme. Sowohl Regen- als Sonnenschirme findet man seit fünfzehnhundert Jahren in China; sie werden schon in Büchern aus jener Zeit erwähnt. Der berühmte Reisende Lagard entdeckte in den Ruinen Ninivehs das erste Basrelief, auf dem ein König mit einem Schirm dargestellt ist. Auch in Indien ist der Gebrauch dieses Schutzdaches auf frühe Jahrhunderte zurückzuführen; es wurde dort stets als Abzeichen königlicher Würde betrachtet. In Burmah richtet sich die Größe des Schirmes nach der Rangstufe des Prinzen, und es gehören schon sehr kräftige Männer dazu, den Schirm

über dem Haupte des ersten Prinzen zu halten. Der König selbst führt unter Anderem den Titel: „Herr des weißen Elephanten und Besitzer von vierundzwanzig Schirmen“, wie in der Türkei die Paschas und Bejere ihre Rangstufe durch die Zahl der Kofschweife, oder in Rußland die Offizierschargen die ihrige durch die Zahl der Orden markiren. Der Kaiser von China macht es noch großartiger: selbst auf der Jagd werden ihm vierundzwanzig Regenschirme, die von Seide oder lackirtem, bunt bemaltem Papier gefertigt sind, vorausgetragen, wie im alten Rom die Fasces den Konsuln, Prätores und Diktatoren in der Jedem zukommenden Anzahl. Die Einführung des Regenschirmes in Europa ist noch gar nicht so alt. John Hanway, der Gründer des Londoner Hospitals, war der erste Europäer, der 1756 den Ruth besah, mit einem Regenschirm über die Straße zu gehen. Volle dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, trug er ihn und hatte die Freude, schon nach einigen Wochen des Gebrauches sich nicht mehr vom Pöbel deshalb belästigt zu sehen.

Dingelstedt-Anekdoten. Vom „langen Franz“, wie sich Franz Dingelstedt wegen seiner Körpergröße oft selber nannte, erzählt man sich folgende „amüsante und boshafte Geschichten“, die sich während Dingelstedt's Aufenthalt in Weimar (1856—1867) begeben haben. Er war dort bekanntlich Generalintendant des Hoftheaters und ließ einst eine Frau K. vom Kroll'schen Theater in Berlin auf Engagement gastiren. Es war ihr größter Wunsch, in Weimar zu bleiben, aber dem Publikum mißfiel ihr Spiel. Am Tage nach ihrem letzten Auftreten erschien sie im Bureau der Generalintendantur und fragte Dingelstedt: „Ich werde doch engagirt? Die Leute werden sich schon an mich gewöhnen.“ Er strich in gewohnter Weise seinen „Kotelettenbart“, sah die „Künstlerin“ von der Seite an und sagte: „Liebes Kind, was fällt Ihnen ein? Sie gefielen nicht, es thut mir leid.“ — „Nicht?“ brauste sie auf, und in ihrem Zorn ging die Zunge mit ihr durch. „Dann muß ich Ihnen erklären, daß der hiesige Geschmack bedenklich ist. Da lobe ich mir Berlin! Ich kann mich auch leicht trösten, denn wenn ich's recht bedenke, ist die Stadt für mich auch viel zu klein. Wenn ich auf den Schloßthurm steigen und hinunterpringe, dann hopse ich über ganz Weimar hin!“ — „Hm,“ machte Dingelstedt, drehte den Bart, wie er pflegte, um seinen Finger und rief: „Das wäre ein Schauspiel für Götter!“ Ein Griff nach der Glode: der Diener trat ein. „Führen Sie diese Dame auf den Schloßthurm. Sie hat das dringende Verlangen, über ganz Weimar zu hopfen. Ich komme nach unten und sehe zu. Doch rathe ich Ihnen, verehrte Künstlerin, nehmen Sie Ihre unschätzbaren Glieder in Acht, hopfen Sie elegant.“ Natürlich dankte sie für des Dieners Begleitung und stürzte mit giftigen Blicken zur Thüre hinaus. — Auch eine andere Geschichte, die den Titel: „Der Denunziant“ erhielt, wurde am Stammtische viel belacht. Dingelstedt erschien im Polizeibureau und sagte, er halte es für seine Pflicht, eine sehr ernste Mittheilung zu machen. Jemand habe in der auswärtigen Lotterie gespielt und eine namhafte Summe gewonnen. Er nannte die Höhe des Gewinnes und fragte, wie hoch sich die Strafe für das unerlaubte Spielen beliefe. Der Beamte sann nach und sagte, die Strafe betrage den zehnten Theil vom Gewinn. „Und was erhält der Denunziant?“ — „Den vierten Theil der zu zahlenden Strafe, wenn er Anspruch darauf macht.“ — „Natürlich thut er das,“ sagte Dingelstedt, zog seine Brieftasche und legte einige Kassenscheine auf den Tisch. „Hier ist der zehnte Theil vom Gewinn als Strafe, den vierten Theil, die Belohnung des Denunzianten, stecke ich wieder ein. Meine Frau spielte in der österreichischen Lotterie, ich bin der Denunziant. Leben Sie wohl!“ Der Witz wäre gut, aber das Necherengempe! ist falsch.

Humoristika
aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger
in **Stuttgart** und **Leipzig**.

Münchhausen's Abenteuer u. Reisen, illustr. v. **Gustav Doré**. M. 9.
— **van Dewart**, Aus meinen Kadettenjahren, illustr. v. **Othello**. M. 3.
— **van Dewart**, Kadettengeschichten, illustrirt von **Othello**. M. 4.
— **Lindau**, Die kranke Köchin, illustrirt von **Ehrentraut**. M. 4.
Sämmtlich fein gebunden. — **Busch**, Hans Huckebein, der Unglücksrabe, das Pusterohr, das Bad am Samstag Abend. **Cart**. M. 3. — **Busch**, Die kühne Müllertochter, der Schreihsals, die Prise. **Cart**. M. 2.